

1,40 DM / Band 113
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10,-

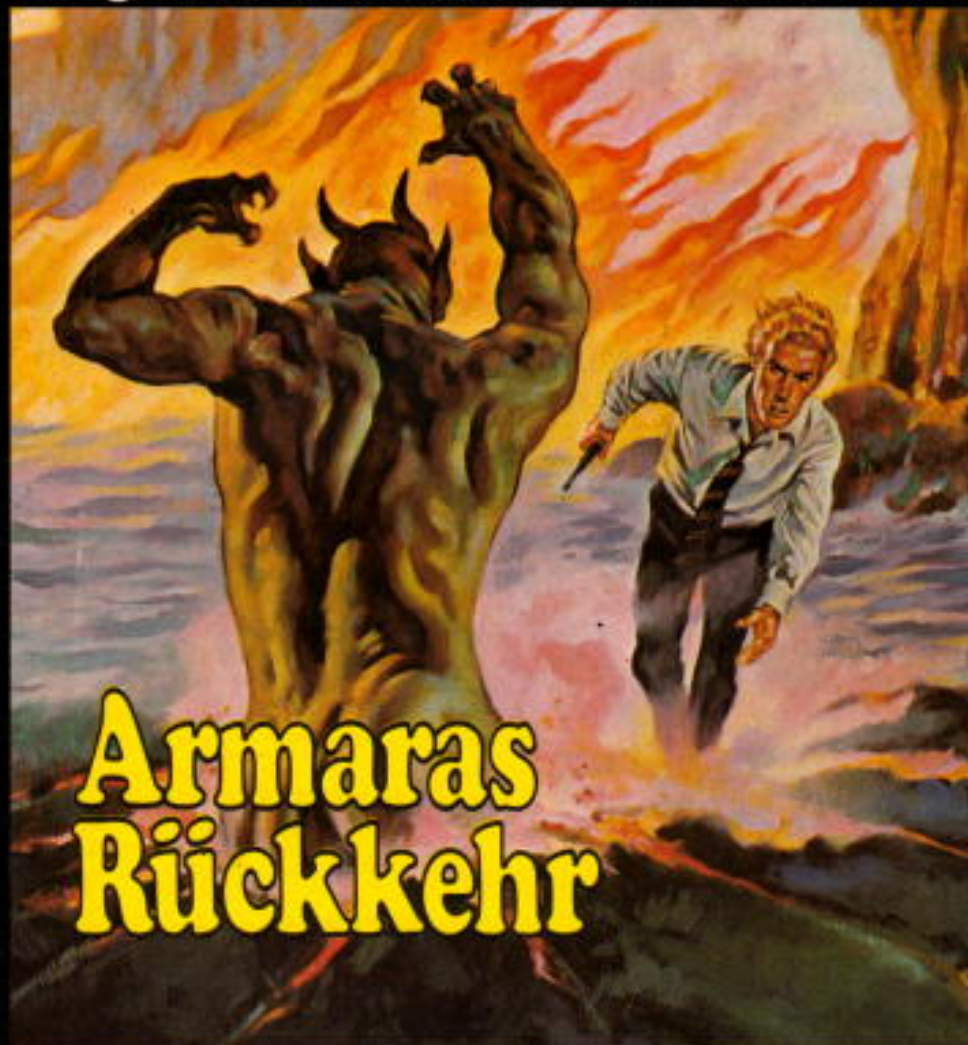
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Armaras Rückkehr



Armaras Rückkehr

John Sinclair Nr. 113

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 02.09.1980

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

Armaras Rückkehr

Es hatte viele Jahre gedauert, bis er genügend Kraft gesammelt hatte, um seine Bitte um Befreiung in die unauslotbaren Tiefen der Verdammnis hinabzusenden.

Der Ruf des Dämons war erhört worden. Die Mächte der Finsternis hatten bereits zum Schlag ausgeholt.

Die Befreiung des schrecklichen Karawanenkillers stand kurz bevor...

Mahmet hob den Kopf und blickte kummervoll nach Osten, während sein 17jähriger Sohn Sidi die Heuballen schnürte.

»Was hast du?« fragte der Junge, als er seinen Vater besorgt den Kopf schütteln sah.

»Das gefällt mir nicht, gefällt mir ganz und gar nicht.«

»Was?«

»Diese unheimliche Rötung des Himmels. Solange ich lebe, habe ich so etwas noch nicht gesehen. Ich sage dir, das hat nichts Gutes zu bedeuten. Allah möge uns beschützen.«

Sidi blickte ebenfalls nach Osten. Über der gewellten Sahara, die sich bis in die Ewigkeit zu erstrecken schien, war ein blutroter Streifen zu sehen, der sich in der Mitte verdichtete, während er nach links und nach rechts allmählich heller wurde und sich schließlich am Horizont verlor.

»Das beunruhigt mich nicht«, meinte Sidi.

»Weil du noch jung und unbekümmert bist. Aber ich habe von Gefahren gehört, die auf den Menschen in der Wüste lauern, die nicht von dieser Welt sind. Bedrohungen des Bösen. Angriffe aus dem Jenseits. Ja, mein Sohn, auch das gibt es. Seit vielen Jahren kenne ich die Wüste nun schon, aber sie gibt mir immer wieder neue Rätsel auf, und einige davon kann kein Mensch lösen!«

Sidi berührten die Worte seines Vaters unangenehm. Er hatte ihn noch nie so sprechen gehört.

Mahmet war normalerweise ein unerschrockener, lebenslustiger Mann, der jeder Gefahr ins Auge sah.

Daß er jetzt unter anderem leise seufzte: »Hoffentlich überleben wir's!«, konnte Sidi nicht verstehen.

Ihm wurde mit einemmal eigenartig ums Herz, und wenn er nach Osten sah, dann fühlte er so etwas wie Furcht in der Brust.

Seit drei Tagen waren sie unterwegs, und wenn Sidi sich zurückerinnerte, so glaubte er, erste Anzeichen dieses roten Streifens am Horizont schon vorgestern gesehen zu haben.

»Es verfolgt uns«, murmelte Mahmet. »Es schleicht hinter uns her wie ein Wesen aus einer unbekannten Welt. Tückisch, gemein, gefährlich. Es scheint nur auf den richtigen Augenblick zu warten, um über uns herfallen zu können. Vielleicht, wenn wir schlafen...«

»Kann es sich nicht um einen Sandsturm handeln?«

»Schon möglich. Aber es ist bestimmt kein gewöhnlicher Sandsturm, denn er wäre schon längst über uns hinweggebraust.«

Sidi spürte einen leichten Schauer über seinen Rücken rieseln. Er kannte Geschichten von Dämonen und Teufeln. Man erzählte sie sich manchmal an den Lagerfeuern.

Er hatte sie noch nie gern gehört. Sie machten ihm Angst, weil er zu sehr dem Guten verbunden war. Dadurch erschreckte ihn das Böse

und schüchterte ihn ein.

Im Gegensatz zu vielen anderen Jungen in seinem Alter, die über solche Geschichten lachten und sich lustig machten, war er davon überzeugt, daß es das Böse in vielen entsetzlichen Auswüchsen gab, und deshalb scheute er sich davor mitzulachen, wenn seine Freunde darüber ihre Witze machten.

Sidi war mit seinem Vater nach Arak, einer kleinen Oase, unterwegs. Sie wollten da auf dem Markt ihre Tiere verkaufen.

20 Kamelbullen waren es diesmal, die sich im Laufe des Jahres einen prächtigen Höcker angefressen hatten.

»Bist du bald soweit?« fragte Mahmet seinen Sohn.

»Ja, Vater.«

Die Kamele kauten mißmutig auf den Leinen, die um ihren Unterkiefer geknotet waren und sie mit dem Heuballen auf dem Vordertier verbanden.

Es war kein leichtes Leben, das Mahmet und Sidi führten, aber sie waren so genügsam wie ihre Kamele und beklagten sich nie.

Die Wüste verlangt dem Menschen alles ab. Mahmet und Sidi legten Tag für Tag 50 Kilometer zurück, vom frühen Morgen bis in die Nacht auf dem harten Höcker.

Mittags stiegen die Temperaturen auf über 50 Grad Celsius, nachts froren die Männer unter ihrer dünnen Decke, wenn es sich bis auf zehn Grad abkühlte.

Es war ein hartes Leben. Aber sie nahmen es wie viele Nomaden in Kauf, denn sie waren frei. Und es gab keinen jungen Tuareg, der sich nicht auf sein erstes Abenteuer in der Wüste freute, denn erst danach war er bei den Frauen daheim angesehen. Erst dann durfte er den indigofarbenen Turban tragen, der das Gesicht bis zur Nasenspitze verbirgt und sich durch den Schweiß bald bläulich färbt.

Erst wenn ein Junge die Wüste durchquert hatte, wurde er zu einem jener »blauen Männer«, die – das eiserne Schwert ihrer Ahnen an der Seite – über die Wüste herrschten.

Sidi hatte die Tiere versorgt. Ihm kam es so vor, als wären sie an diesem Morgen außergewöhnlich unruhig.

Ob das mit jenem bedrohlichen roten Streifen im Osten zusammenhing? Witterten die Kamele die Gefahr?

»Ich bin fertig, Vater«, sagte der Junge.

»Gut. Dann laß uns aufsitzen«, sagte Mahmet.

Er trat an das vorderste Kamel, drückte den Hals des Tieres herunter, setzte das linke Knie darauf, ein Klaps gegen die Schulter des Wüstenschiffes – der Hals schwenkte wie eine Hebebühne nach oben, und mit einer geschmeidigen Drehung saß Mahmet auf dem Höcker.

Sidi fand, daß das kein anderer Mann so elegant fertigbrachte wie sein Vater. Er war stolz auf ihn und stolz darauf, sein Sohn zu sein,

und er eiferte ihm in allem nach, denn er wollte genauso werden wie er.

Mahmet schaute wieder nach Osten.

Die rote Glut des Himmels spiegelte sich in seinen dunklen Augen. »Es ist ein schlechtes Omen. Ich fühle es. Wenn Allah uns nicht beisteht, weiß ich nicht, was aus uns wird.«

»Allah war immer bei uns, und er wird immer bei uns sein, Vater«, sagte Sidi voller Gottvertrauen.

Mahmet trieb sein Kamel an.

Es ging weiter.

Am Vormittag stießen vier weitere Tuareg zu Mahmet und Sidi.

Auch sie waren mit ihren Tieren nach Arak unterwegs.

Einer von ihnen hieß Kabu. Mahmet kannte ihn. Kabu war ein wackerer, ehrlicher Mann, für den wohl schon bald die letzte Wüstendurchquerung kam, denn er war nicht mehr kräftig genug, die Strapazen durchzustehen. Bald würde ein jüngerer Mann seinen Platz einnehmen, und das war richtig so. Kabu hatte genug für seine Sippe getan. Es war Zeit für ihn, sich auszuruhen.

Kabu wies nach Osten. »Was sagst du dazu, Mahmet?«

Die Männer ritten nebeneinander.

»Ich bin beunruhigt«, sagte Mahmet.

»Ich auch. Seit drei Tagen verfolgt uns dieses unheimliche Leuchten schon. Es sieht aus, als würde der Himmel bluten, als würde es dort im Osten Blut regnen, und ich habe das Gefühl, daß dort auch mein Blut vom Himmel fällt, ohne daß ich erklären könnte, wie ich auf diesen absurden Gedanken komme.«

»Mir geht es ähnlich«, sagte Mahmet. »Ich Sorge mich nicht so sehr um mich als um meinen Sohn. Er ist erst 17. Noch zu jung zum Sterben.«

Kabu betrachtete das rote Leuchten. Es nimmt ständig zu, dachte er. Der Streifen wird immer größer. Er wächst über den Himmel, streckt sich uns entgegen.

»Heute wird sich unser Schicksal entscheiden«, sagte Kabu ernst.

»Was da im Osten lauert, will nicht mehr länger warten.«

»Was Allah uns auch beschert, wir werden es hinnehmen«, sagte Mahmet.

Rechts und links wurde die Karawane von endlosen Dünenketten begleitet, deren Kämme schmal und sichelförmig geschwungen waren.

Die Sonne stand bald im Zenit und spie Feuer. Alle Gespräche verstummten. Die Tuareg zogen ihre indigodunklen Decken über den Kopf, den sie allmählich nach vorn sinken ließen.

Am späten Nachmittag stießen weitere vier Männer mit ihren Tieren zu ihnen. Die Karawane war jetzt auf zehn Männer, Schafe, zehn Ziegen und 150 Kamele angewachsen.

Ihr einziges Gesprächsthema war die bedrohliche Röte im Osten, die an Intensität zunahm.

»Wenn es nur schon losgehen würde«, brummte Kabu ärgerlich.

»Dann hätten wir es wenigstens hinter uns. Diese Faust des Bösen ständig im Nacken zu haben, macht mich ganz krank.«

Kabus Wunsch sollte sich noch in derselben Stunde erfüllen.

Im Osten braute sich das tödliche Unheil zusammen. Die Luft begann zu knistern, während sich über die Wüste eine Stille breitete, die nicht einmal Kabu kannte, der der Älteste unter den Nomaden war.

Kabus Mißtrauen wuchs. »Spürst du das Trügerische dieser Ruhe?« fragte er Mahmet.

»Wie tot ist die Wüste auf einmal«, sagte Mahmet.

»Tot«, murmelte Kabu, daß Mahmet ein Schauer überlief. »Tot – werden bald auch wir sein, mein Freund!«

»Laß das Sidi nicht hören, ich bitte dich.«

»Ich werde meine Zunge hüten«, versprach Kabu. »Weißt du, wo wir uns gerade befinden?«

»Etwa 30 Kilometer von Arak entfernt.«

»Sieh dich um.«

»Ich kenne die Wüste, Kabu.«

»Dies hier war einst ein verfluchter Ort, ist dir das bekannt?«

»Nein.«

»Es gab hier vor vielen Jahren eine Oase.«

»Wieso existiert sie nicht mehr?«

»Die Wüste hat sie verschlungen. An und für sich ist es schlecht, wenn auf diese Weise eine Oase ausgelöscht wird, aber in diesem Fall war es ein Segen, denn viele Menschen fanden hier den Tod.«

»Wodurch?«

»Hast du schon mal von Armara gehört?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Armara war ein grausamer Dämon. Er lebte in diesem Gebiet. Viele Karawanen fielen ihm zum Opfer. Er wütete so schrecklich, daß alle Nomaden bald einen großen Bogen um diese Oase machten, aber Armara erweiterte seinen Aktionsradius, und so war in weitem Umkreis niemand vor ihm sicher. Man konnte ihn weder verjagen noch vernichten. Die Menschen, denen er begegnete, waren ihm rettungslos ausgeliefert. Er breitete ein Netz, aus Angst und Schrecken gewoben, weit über die Wüste aus, und er würde seine grausamen Taten wohl immer noch verüben, wenn es Allah in seiner unendlichen Güte nicht gefallen hätte, Armara zu vernichten.«

»Allah? Allah hat es getan?«

»Ja.«

»Wie denn?« wollte Mahmet wissen.

»Er schickte einen Sandsturm, wie es noch keinen fürchterlicheren

gegeben hatte, und dieser Sturm verwüstete die verfluchte Oase und vernichtete Armara. Der Sand deckte alles zu. Es heißt, daß an jenem Tag der Himmel genauso ausgesehen hat wie heute.«

»Könnte das bedeuten, daß Allah wieder einen Sandsturm schickt?«

»Vergiß nicht, daß nicht nur Allah fähig ist, die Naturgewalten zu entfesseln. Das Böse ist dazu gleichfalls in der Lage!«

Mahmet kniff die Augen zusammen. »Ich glaube, ich verstehe, worauf du hinauswillst, Kabu.«

»Dann sag es mir.«

»Der Sand hat die verfluchte Oase und den Dämon zugedeckt, unter sich begraben...«

»Das ist richtig.«

»Folglich sind die Oase und Armara immer noch da. Sie befinden sich unter dem Sand.«

»So sagt man«, bestätigte Kabu.

»Ein neuerlicher gewaltiger Sturm – diesmal entfesselt vom Bösen – könnte die Oase und Armara wieder zum Vorschein bringen.«

»Das wäre durchaus denkbar.«

»Und Armara könnte sich wieder erheben und... Oh, Allah!«

Kabu nickte. »Ich fürchte, der Tag ist gekommen, wo das geschehen wird, Mahmet.«

»Wir werden Arak nicht erreichen?«

»Armara wird es nicht zulassen. Die Zeit seiner Rückkehr ist nahe.«

»Wenn wir die Tiere zu größerer Eile antreiben...«

»Es würde nichts nützen. Wir würden nicht weit kommen. Das Böse ist übermächtig.«

In der Ferne hob ein dumpfes Brausen an.

Der Sturm brach los!

Die Tuareg sprangen von den Kamelen. Von Osten her schien eine riesige Walze über die Sahara zu rollen. Das Braun des Sandes vermengte sich mit dem glühenden Rot des Himmels.

Die Hölle startete ihre Befreiungsaktion.

Armara sollte wiederauferstehen!

Es bedurfte nicht vieler Worte. Die Tuareg wußten, was zu tun war. Sie trafen ihre Vorbereitungen, um sich vor dem Sturm zu schützen. Die Kamele sanken auf den Boden.

Kein Tier war für dieses Gebiet besser geschaffen als diese Wüstenschiffe. Sie waren ihrer Umwelt hervorragend angepaßt.

Kopf, Hals und Rücken der Kamele wirkten wie ein schmaler Grat, der der Hitze nur eine geringe Angriffsfläche bot, und der lange Hals vermochte den Kopf des Tieres aus dem Bereich der Sandstürme zu recken, die den Sand in der Sahara zumeist nur zwei Meter hoch über den Boden peitschten. Die schlitzförmigen Nüstern, die hochgezogenen Lippen, die kleinen Augen unter dicken Lidern

schlossen sich dabei fest.

Um ein Kamel brauchte man sich während eines Sandsturms keine Sorgen zu machen.

»Sidi!« rief Mahmet.

»Ja, Vater.«

»Hierher! Schnell!«

Der Junge eilte zu Mahmet. Sie gingen hinter dem kräftigsten Kamel in Deckung und vermummten sich.

»Was auch kommen mag«, sagte Mahmet. »Es ist Allahs Wille.«

Sidi nickte.

Aber es war nicht wirklich Allahs Wille, der hier geschehen sollte, sondern der Wille der Hölle.

Heulend kam der Sturm. Die Tiere brüllten. Und dann kam der Sand. Wirbelnd fegte er über die Karawane.

Die Natur tobte mit einer Wildheit, wie sie keiner der Tuareg je erlebt hatte. Sie verschüttete Mensch und Tier, grub sie aber wieder aus, trug den Sand weiter, brachte neue Wellen, unter denen Sidi, Mahmet und all die anderen fast zu ersticken drohten, befreite sie auch davon wieder.

Die Wüste war fortwährend in Bewegung. Ständig veränderte sie ihr Aussehen. Ragte eben noch irgendwo eine Düne auf, war sie wenige Minuten später schon wieder verschwunden.

Nichts war mehr von Beständigkeit. Der Teufel selbst schien für dieses Chaos verantwortlich zu sein.

Er schüttete Wadis zu, riß neue Täler auf, peitschte den heißen Sand gegen Mensch und Tier, während der Sturm sich gegen die Karawane stemmte und sie mitzureißen versuchte.

Sidi krümmte sich zusammen. Er hörte das Brüllen der Kamele, das Heulen und Brausen des mächtigen Sturms, und es war ihm, als müsse die Welt untergehen. Er hielt es für ausgeschlossen, daß sie diesen Naturgewalten noch lange trotzen konnte.

Er hatte den Eindruck, als würden mitten im Sturm grauenvolle Schreie ausgestoßen. Er vermeinte, das Stampfen von Hufen zu hören. Noch nie hatte mit ihm jemand über die Apokalypse gesprochen, doch in diesem Augenblick hatte er das Gefühl, daß sie über die Karawane hinwegdonnerte.

Angstschreie. Hilferufe. Todesschreie. Sie gellten durch den Sandsturm, daß Sidi angst und bange wurde.

Er verkroch sich noch mehr in der Flanke des Kamels. Das Tier zitterte. Sidi spürte, wie Mahmet seinen Arm schützend über ihn legte, und plötzlich war alles vorbei.

Das Heulen und Brausen hatten schlagartig aufgehört.

Der Sandsturm zog weiter.

Der Himmel, der sich verdunkelt hatte, klarte auf.

Hier und da regten sich die Männer, schüttelten den Sand aus ihren Kleidern und erhoben sich.

»Vater!« sagte Sidi und wies nach Osten.

Mahmet nickte. »Es ist mir schon aufgefallen, mein Sohn.«

Kabu trat zu ihnen. »Ich habe noch keinen schlimmeren Sturm erlebt. Ich dachte, der Sand würde uns alle unter sich begraben.«

»Das rote Leuchten ist verschwunden«, sagte Mahmet.

»Tatsächlich.«

»Es ist vorbei«, sagte Mahmet erfreut. »Wir haben es überstanden!«

»Ich wage mich noch nicht mit dir zu freuen, mein Freund«, sagte Kabu ernst. »Es ist noch nicht alles geschehen, was geschehen sollte.«

Einer der Tuareg war auf eine neu entstandene Düne hinaufgelaufen. Jetzt begann er, wie verrückt zu schreien. Er winkte den anderen und rief: »Kommt her! Kommt! Das müßt ihr unbedingt sehen!«

Kabu senkte den Blick. »Ich weiß, was wir sehen werden.«

»Was?« fragte Mahmet.

»Die verfluchte Oase. Der Sturm hat sie wieder freigelegt.«

»Und Armara?« fragte Mahmet erschrocken.

»Der ist jetzt auch wieder frei!«

Mahmet ließ Kabu stehen. Er rannte mit Sidi die Düne hinauf, und er traute seinen Augen nicht, als er tatsächlich eine Oase erblickte. Es handelte sich um keine Fata Morgana.

Die Oase war keine Luftspiegelung.

Sie existierte wirklich.

Der Höllensturm hatte sie ans Tageslicht gebracht.

Verblüffend daran war, daß um das Wasserloch Palmen und Akazien standen, deren Blätter grün waren und angenehmen Schatten spendeten.

Grüne Blätter!

Wie war das möglich? Hätten sie im Sandgrab nicht schon längst verfault sein müssen? Wer oder was hatte diese Pflanzen über eine so lange Zeit am Leben gehalten?

Mahmet ahnte, wer seine Hände im Spiel hatte.

Seine Augen suchten den Dämon, der hier irgendwo sein mußte.

Kabu trat neben ihn.

»Ich wußte es«, sagte er kummervoll. »Das ist sie: Armaras Oase. Ein Hort des Grauens, des Schreckens und des Todes! Der Sand bedeckt ihn nicht mehr, alles, was einmal geschehen ist, wird wieder geschehen.«

»Wo ist er?« fragte Mahmet gespannt.

»Armara?«

»Ja. Ich kann ihn nirgendwo entdecken.«

»Er ist trotzdem hier. Du kannst dich darauf verlassen, und wir werden seine ersten Opfer sein!«

Sidi zuckte herum und blickte Kabu erschrocken an. »Was sagst du da?«

Mahmet starrte Kabu wütend an. »Du hast mir doch versprochen...«

»Entschuldige, aber es wäre dumm, wenn wir dem Jungen die Wahrheit noch länger vorenthalten würden. Er muß wissen, woran er ist.«

»Wer ist Armara?« fragte Sidi.

Mahmet sagte ihm alles, was er von Kabu erfahren hatte. Sidi fuhr der Schrecken bis ins Knochenmark.

Zwei Tuareg stiegen die Düne hinunter.

»Halt!« rief ihnen Kabu nach. Sie blieben stehen, wandten sich um.

»Geht nicht weiter!« rief Kabu.

»Warum nicht?« wollten die beiden wissen.

»Bleibt der Oase fern!«

»Sag uns, warum!«

»Sie ist verflucht!«

Die Tuareg glaubten Kabu nicht. Sie machten eine wegwerfende Handbewegung und sagten: »Alter Narr!«

»Zurück!« schrie Kabu. »Sonst seid ihr verloren!«

»Ach, laß uns in Ruhe!«

Die Männer gingen weiter, doch sie kamen nicht weit.

Vor ihnen begann plötzlich der Sand zu rieseln. Es bewegte sich etwas darunter. Es konnte kein Mensch sein, denn dazu war es zu groß. Doppelt so groß wie ein erwachsener Tuareg! Wenn nicht noch größer!

Die Männer blieben stehen. Eine unbändige Kraft schien sich unter dem Sand zu entfalten. Eine trichterförmige Öffnung bildete sich, und aus dieser schoß im nächsten Moment eine Krallenhand.

Die beiden Männer wichen schreiend zurück.

Alle andern Tuareg sahen die Krallenhand ebenfalls.

Kabus olivfarbene Haut wurde fahl. »Armara!« preßte er zitternd hervor. »Das ist er! Nun erhebt er sich wieder, und er wird mehr Angst und Schrecken verbreiten als je zuvor!«

Es kommt nicht oft vor, daß ich mit Jane Collins nicht einer Meinung bin, denn wir sind beide anpassungsfähig und tolerant genug, um Meinungsverschiedenheiten auszuräumen, bevor sie für uns noch zum Ärgernis werden.

Doch hin und wieder passiert es doch, daß wir uns nicht einigen können, und dann versucht einer den anderen mit seinen Argumenten niederzuringen.

»Ich bin dagegen!« sagte ich mit Bestimmtheit.

»Und aus welchem Grund?« fragte mich meine Freundin.

»Weil es zu gefährlich ist. Suko! Sag doch auch mal etwas!«

Der hünenhafte Chinese hob die breiten Schultern und lächelte diplomatisch. »Ich halte mich aus euren Zwistigkeiten lieber raus, sonst tut ihr euch am Ende zusammen und fällt gemeinsam über mich her.«

»Es geht um Janes Sicherheit! Vielleicht sogar um ihr Leben!« ereiferte ich mich. »Da kannst du dich doch nicht neutral verhalten.«

»Jane ist ein cleveres Mädchen, das verdammt gut auf sich aufpassen kann, John. Vergiß das nicht.«

»Sie hat ihre Grenzen!«

»Die haben wir alle«, behauptete Suko.

»Du bist mir ein schöner Freund. Ich habe mir mehr Unterstützung von dir erwartet.«

Suko grinste. »Ich bin nicht nur dein Freund, sondern auch ihrer. Wenn ich mich auf deine Seite stelle, wende ich mich automatisch gegen Jane. Das kannst du von mir nicht verlangen.«

»Dann frage ich mich, was dich bewogen hat, mit herzukommen!«

»Du hast mich gebeten, dich zu begleiten, John. Schon verschwitzt?«

»Er hat dich mit einem Hintergedanken hierhergebracht, Suko«, schaltete sich nun wieder Jane ein.

»Okay, das gebe ich zu«, sagte ich. »Ich hoffte, er würde mir helfen, dich zur Vernunft zu bringen. Ich konnte nicht wissen, daß er mir in den Rücken fällt, sonst hätte ich ihn zu Hause bei Shao gelassen.«

Wir befanden uns in Janes Wohnung. Sie hatte mir telefonisch mitgeteilt, daß sie die Absicht habe, sich nach Algerien zu begeben.

Auf Verbrecherjagd!

Grund genug für mich, mir Suko unter den Arm zu klemmen, unverzüglich zu ihr zu fahren und ihr davon abzuraten.

Aber diesmal war sie meinen Argumenten – mochten sie noch so gut sein – nicht zugänglich.

Die blonde Detektivin trug ein senffarbenes Kleid mit weißen Längsstreifen. Es zeichnete vorteilhaft die Linien ihrer makellosen Figur nach.

»John«, sagte sie, als wollte sie mich beschwören. »Bitte setz dich, und laß uns vernünftig über die Sache reden.«

»Ich habe noch kein unvernünftiges Wort verloren!« brummte ich und ließ mich in einen der Sessel fallen. Auch Suko setzte sich. Der große Sessel war für den Koloß beinahe zu klein. Suko sah aus wie ein Sumoringer. Daß er dennoch ungemein wendig sein konnte, sah ihm niemand an.

»Sieh mal«, sagte Jane, »ich habe einen Fall übernommen. Dennis Feldon, der Konservenmillionär, hat mich engagiert...«

»Ich weiß, wer Feldon ist« sagte ich. »Jedermann in England weiß es.«

»Und jedermann in England weiß auch, was mit seiner Tochter passiert ist«, sagte Jane Collins. »Die Sache hat eine Menge Staub aufgewirbelt. Tagelang befaßten sich die Medien mit nichts anderem. Dennis Feldons Tochter war noch fast ein Kind. Sie war erst sechzehn und noch nicht einmal richtig entwickelt. Es ist schlimm, sein Kind auf eine so tragische Weise zu verlieren. Ich habe Dennis Feldon versprochen, ihm zu helfen. Soll ich jetzt wortbrüchig werden? Verlangst du das wirklich von mir, John?«

»Gib mir bitte etwas zu trinken.«

»Was möchtest du haben?«

»Scotch«, sagte ich, und während sich Jane zur Hausbar begab, fragte ich mich, ob ich das Recht hatte, von ihr zu verlangen, daß sie ihr Wort brach.

Dennis Feldons Tochter hatte nach dem Genuß mehrerer Marihuanazigaretten den Tod gefunden. Sie hatte das Gefühl für Gefahren in ihrem Drogenrausch völlig verloren und war von einem Balkon gefallen, der sich im achten Stock eines Londoner Hochhauses befand.

Jane brachte mir meinen Scotch. Ich trank.

»Wie du weißt, ist Dennis Feldons Tochter nicht das einzige Mädchen, das dem tückischen Rauschgift zum Opfer fiel, John«, sagte die hübsche Detektivin.

»Außer ihr verloren noch fünf weitere Mädchen in den ersten vier Monaten dieses Jahres ihr Leben«, erwiderte ich. Ich kannte die Berichte, obwohl sie mich eigentlich nichts angingen, denn ich gehörte einer Abteilung im Yard an, die sich mit übersinnlichen Fällen befaßte. Und Kinder, die an einer Droge sterben, fallen in den Kompetenzbereich des Rauschgiftdezernats.

Der Tod jener fünf Mädchen hatte nicht halb so viel Aufsehen erregt wie das tragische Ende von Dennis Feldons Tochter, denn sie war das prominenteste Marihuanaopfer.

Feldon hatte mit seinem immensen Einfluß dafür gesorgt, daß man Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um jenes Mannes habhaft zu werden, den man in England gewissermaßen als Marihuana-»Generalimporteur« bezeichnen konnte: Noah Rennie!

Eine Großfahndung wurde gestartet, und als man Noah Rennie entdeckt hatte, er aber fliehen konnte, machte man tagelang Jagd auf ihn.

Wie er es dennoch geschafft hatte, das Land zu verlassen, blieb vorläufig sein Geheimnis.

Sechs tote Mädchen lastete man ihm in diesem Jahr an, und Dennis Feldon setzte sein gesamtes enormes Vermögen ein, um diesem gewissenlosen Mann das Handwerk zu legen.

50.000 Pfund sollte derjenige erhalten, der einen Hinweis geben

konnte, der zu Noah Rennies Verhaftung führte.

Jeder Spitzel in England hätte sich das Geld gern verdient, und so war es dazu gekommen, daß einer von Janes Informanten sich mit ihr in Verbindung gesetzt hatte, um ihr zu berichten, daß sich Noah Rennie nach Algerien abgesetzt hatte.

Angeblich leitete er seine schmutzigen Geschäfte nun von einer Marihuanafarm aus, die sich in einem Tal des Hoggargebirges befand. Und Jane Collins war nicht davon abzubringen, sich allein dorthinzubegeben, um dem Marihuanaschurken das Handwerk zu legen.

Sollte ich mich darüber nicht aufregen?

Sollte ich sie möglicherweise in ihr Unglück rennen lassen?

Da es sich um keinen Fall für meine Abteilung handelte, war es mir nicht möglich, Jane nach Algerien zu begleiten.

Ich mußte in London bleiben, und ich wußte jetzt schon, daß ich keine ruhige Minute haben würde, wenn es mir nicht gelang, sie von dieser Reise abzuhalten.

»Sechs Mädchen, John!« sagte Jane Collins eindringlich. »Noah Rennie hat sie auf dem Gewissen. Im vergangenen Jahr waren es 21 Jugendliche, die durch Rennies Ware umgekommen sind. Wie viele waren es in den Jahren davor? Und wie viele werden es in den kommenden Jahren sein, wenn ihn niemand daran hindert, diese verbrecherischen Geschäfte weiterzuführen?«

»Ich bin natürlich dafür, daß der Mann gefaßt wird, aber...«

»... aber nicht von mir, nicht wahr?« fiel mir Jane ins Wort. »Weil du's mir nicht zutraust.«

»Weil ich dich nicht verlieren möchte, verdammt noch mal. Denkst du, es wird leicht sein, an Rennie heranzukommen?«

»Ich schaff's schon irgendwie.«

»Der hat sich garantiert bestens abgesichert!«

»Das wird ihm nichts nützen. Jetzt, wo ich weiß, wo er sich verkrochen hat, kriege ich ihn auch!«

»Jane, sei vernünftig. Du hättest nicht nur Noah Rennie und seine Leute gegen dich, sondern auch die Sahara. Gib den Fall zurück. Dennis Feldon wird Verständnis dafür haben, wenn du ihm den Sachverhalt darlegst.«

»Wenn ich das tun würde, würde ich die Achtung vor mir selbst verlieren, John. Deshalb werde ich den Fall behalten und Noah Rennie unschädlich machen.«

Mir war schon lange klargeworden, daß ich auf verlorenem Posten kämpfte. Im Grunde genommen war Janes Einstellung richtig, aber ich dachte an die möglichen Konsequenzen, und dabei überlief es mich kalt.

Ich leerte mein Glas und stellte es auf den Couchtisch.

Niemand sagte etwas.

Suko hielt sich aus der Sache raus, und Jane wartete darauf, daß ich zu dem, was sie zuletzt gesagt hatte, Stellung nahm.

Ich seufzte erst einmal tief, und dann gab ich mich geschlagen:

»Na schön, dann fliegst du eben nach Algerien.«

Jane Collins glaubte, sich verhöhnt zu haben. Sie blickte mich unsicher an. »Du hast auf einmal nichts mehr dagegen?« fragte sie erstaunt. »Da stimmt doch irgend etwas nicht.«

»Ich stelle nur eine einzige Bedingung«, sagte ich.

»Aha. Da ist der Pferdefuß!«

»Du nimmst Suko mit! Er soll auf dich aufpassen. Dann ist mir wohler.«

»Einverstanden«, sagte Jane Collins sofort.

»He! Moment mal!« protestierte der Chinese lautstark. »Werde ich denn gar nicht gefragt, ob ich die Reise überhaupt mitmachen will?«

»Okay«, sagte ich lächelnd. »Dann frage ich dich eben: Willst du?«

»Ich will«, sagte Suko.

»Na also.«

Sie flogen noch am selben Tag.

Ich brachte sie mit dem Bentley zum Airport. Wir waren früh genug dran, hatten noch Zeit für uns.

»Ihr telegraphiert so oft wie möglich, klar?« sagte ich. »Ich möchte wissen, wie es euch geht. Solltet ihr in Schwierigkeiten geraten, würde ich Sir Powell um ein paar Tage Urlaub bitten...«

»Das wird nicht nötig sein«, sagte Jane.

Der Flug nach Algier wurde aufgerufen. Jane küßte mich auf den Mund. »Bleib mir treu.«

»Dumm wäre ich. Jetzt lasse ich die Puppen tanzen«, sagte ich grinsend.

Jane Collins knuffte mich. »Schuft. Dann lache ich mir eben einen gutaussehenden Tuareg an.«

»Das wird Suko, deine Anstandsdame, wohl kaum zulassen.«

»Ich werde einen Weg finden, um ihn auszutricksen.«

Suko drückte mir die Hand. »Auf Wiedersehen, John.«

»Paß gut auf Jane auf.«

»Mach' ich.«

»Ich verlasse mich auf dich.«

»Das kannst du.«

Sie passierten den Kontrollposten, wurden nach Waffen durchsucht, durften passieren. Ein Bus brachte sie zu ihrer Maschine. Der Jet fuhr wenig später in Startposition, und als er vom Tower die Erlaubnis bekam, raste er über die lange Betonpiste und hob etwa auf halber Strecke ab.

Wenn ich gewußt hätte, welches Unheil sich in der Sahara bereits

zusammengebraut hatte, hätte ich Jane und Suko begleitet, doch ich hatte davon zu diesem Zeitpunkt noch keine Ahnung.

Armara erhob sich!

Die Tuareg standen wie vom Donner gerührt da. Eine zweite Krallenhand schoß aus dem Wüstensand hervor, und einen Augenblick später stand der Dämon knurrend auf.

Die Männer wichen schauernd zurück.

Armara war ein schreckliches Wesen. Ein Ungeheuer, wie es keiner der Tuareg je gesehen hatte. Mindestens zweimal so groß wie ein Mann. Kraftstrotzend. Von menschenähnlicher Gestalt.

Ein Abbild von Satan, mit furchtbaren Hörnern auf dem Schädel.

Das Feuer der Hölle glomm in seinen Augen.

Er gierte nach menschlichem Leben, das ihn stark machte und auf das er so viele Jahre verzichten mußte.

Armaras Fäuste schossen auf die beiden Tuareg zu, die Kabu einen alten Narren geheißten hatten.

Die Männer griffen zu ihren eisernen Schwertern, doch ehe sie sie gezogen hatten, streckten Armaras Fäuste sie nieder. Ein weiterer Hieb des Dämons forderte das erste Opfer.

Der Sand tränkte sich mit Blut.

Darauf fing der zweite Tuareg, der sich zu weit vorgewagt hatte, wie von Sinnen zu schreien an. Er rollte herum, kam auf die Beine und versuchte, die Düne hinaufzuhetzen.

Doch Armaras Krallen wühlten sich auch in sein Leben unbarmherzig hinein. Tot brach er zusammen, aus mehreren tiefen Wunden blutend. Das Schwert, mit dem er sich verteidigen wollte, lag neben ihm.

Den Dämon erfaßte ein Bluttausch.

Er wollte auch die anderen Tuareg töten.

Ein donnerndes Gebrüll entrang sich seinem Monstermaul. Er stampfte mit den Füßen so kräftig auf, daß die Erde bebte.

Panik befiel die Männer. Sie ergriffen die Flucht. Auch Sidi und Mahmet wollten das Weite suchen, sie zögerten nur noch, weil Kabu sich nicht von der Stelle rührte.

»Kabu!« stieß Mahmet aufgeregt hervor. »Komm! Wir müssen fliehen!«

»Es hat keinen Sinn. Niemand kann Armara entkommen. Wir sind alle verloren, Mahmet. Alle, ohne Ausnahme!«

»Ich will nicht sterben!« schrie Sidi außer sich vor Angst.

»Du wirst nicht sterben!« keuchte Mahmet. Er zog sein Schwert.

»Komm mit uns, Kabu!«

»Ich bleibe. Wozu soll ich meine Kräfte noch vergeuden?«

Armara stürmte hinter den fliehenden Tuareg her. Er wütete

grausam. Ein Mann nach dem anderen fiel seinen dolchlangen Krallen zum Opfer. Er warf sie hoch, schleuderte sie zu Boden, ließ sich auf sie fallen und raubte ihnen mit unbeschreiblicher Wut ihr Leben.

Kabu kniete nieder auf dem Dünenkamm.

Er wandte sich nach Mekka und verrichtete sein letztes Gebet.

Er betete so lange, bis Armara ihn erreichte.

Dann verstummte Kabu – für immer.

Drei Männer waren nur noch am Leben. Mahmet und Sidi mitgerechnet. Die Tiere stoben in alle Himmelsrichtungen auseinander, als Armara über die Dünenflanke herunterstampfte.

Ziegen, Schafe und Kamele jagten davon, als würden sie vom Teufel gehetzt. Sidi gelang es, die Leine eines Kamelbullen mit beiden Händen zu ergreifen.

Das Tier schlug in seiner Panik wild um sich. Es versuchte, Sidi abzuschütteln. Er rannte neben dem Kamel her und war nicht gewillt, die Leine wieder loszulassen.

Sein Fuß stieß gegen einen Stein. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte, doch das Kamel blieb nicht stehen. Es jagte weiter. Immer weiter...

Mahmet sah, wie sich sein Sohn Sidi die Kameleine schnappte und von dem verstörten Tier mitgerissen wurde.

Vielleicht war das Sidis Chance.

Vielleicht rettete er sich auf diese Weise selbst das Leben.

Mahmet flehte Allah an, er möge schützend seine Hand über Sidi halten.

Kein weiteres Kamel war mehr da, auf das sich Mahmet hätte schwingen und davonreiten können, und zu Fuß wäre Mahmet nicht sehr weit gekommen.

Sein Herz trommelte wild gegen die Rippen. Mit dem Schwert seiner Ahnen drehte er sich um.

Kabu hatte recht gehabt. Wozu sollte man jetzt noch seine Kräfte vergeuden?

Aber Mahmet wollte sich nicht kampflos in sein Schicksal fügen.

Er wollte nicht, daß Armara sein Gebet in der Mitte unterbrach, sondern er hatte die Absicht, mit dem Schwert in der Hand zu sterben.

Außer ihm lebte nur noch ein Tuareg.

Der Mann rannte hysterisch schreiend auf Mahmet zu. Seine Kleider waren zerfetzt. Er war verletzt und blutete, aber Armaras Todeskrallen hatten ihn noch nicht tödlich getroffen.

»Hilf mir!« schrie der Tuareg verzweifelt. »Ich bitte dich, hilf mir!«

Mahmet wußte, daß er sich nicht einmal selbst helfen konnte.

Dennoch sprang er schützend zwischen Armara und den Mann.

Der Dämon wollte ihn packen.

Er schlug mit dem Schwert zu.

Die Krallenhand verfehlte ihn. Das Schwert hatte eine Kerbe in einen der Finger geschlagen. Schwarzes Dämonenblut tropfte in den Sand und versickerte darin.

Armara stieß ein zorniges Gebrüll aus.

»Töte ihn!« schrie der Tuareg hinter Mahmet.

Und Mahmet griff den Dämon tatsächlich unerschrocken an. Er hatte jetzt nichts mehr zu verlieren, aber er konnte sehr viel gewinnen, wenn es ihm gelang, Armara wenigstens zu verjagen.

Daß er ihn nicht töten konnte, war Mahmet klar.

Armara war ein Wesen, das nicht von dieser Welt war. Er hatte viele Jahre unter dem Wüstensand gelegen, ohne daran zugrunde gegangen zu sein.

Was sollte ihm da ein eisernes Schwert anhaben?

Dennoch stach Mahmet zu.

Er legte seine Wut und seinen Haß auf alles Böse in den Stoß. Die Schwertspitze traf den unbekleideten Leib des Ungeheuers, doch diesmal schützte sich Armara vor einer Verletzung.

Die Klinge schien auf Granit zu stoßen.

Hart wie ein Felsen war der Leib des Dämons.

Ratschend glitt das Schwert von Armara ab.

Die eigene Wucht riß Mahmet nach vorn. Er stolperte auf das Monster zu. Der Gehörnte hieb nach ihm. Doch irgendwie schaffte es Mahmet, dem mörderischen Schlag zu entgehen. Er fiel. Die Bestie war über ihm.

Die Augen! schoß es ihm durch den Kopf. Stich nach den Augen!

Und schon zuckte seine Schwerthand nach oben. Die Klinge traf.

Es knisterte. Funken sprühten, als hätte Mahmet eine Stromleitung kurzgeschlossen, und er erhielt auch so etwas wie einen elektrischen Schlag, der seine Muskeln lähmte und die Nervenstränge in Brand zu setzen schien. Er brüllte vor Schmerz auf.

Das Schwert entfiel seiner kraftlosen Hand.

Er sah, daß das getroffene Auge des Dämons unverletzt war. Das Schwert hatte ihm nichts anhaben können.

Mahmet war Armara auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Der verletzte Tuareg wuchs über sich selbst hinaus, als er versuchte, Mahmet von dem Gehörnten fortzuzerren.

Er bezahlte diesen Wagemut mit dem Leben.

Jetzt war von allen nur noch Mahmet übrig. Niemand konnte ihm mehr helfen, er war dazu verurteilt, einen ebenso grausamen Tod hinzunehmen wie die anderen.

Einem Blitzstrahl gleich fegte der Arm des Ungeheuers auf ihn herab. Ein letzter wahnsinniger Schmerz wühlte sich durch seinen Körper.

Dann war es vorbei mit ihm.

Die Rückkehr des Dämons war für diesen zu einem vollen Erfolg geworden, zu einem Blutfest, wie es in der Sahara seit vielen Jahren nicht mehr stattgefunden hatte.

Doch die Vernichtung dieser ersten Karawane war erst der Anfang.

Armara würde von dieser Oase des Schreckens aus immer weitere Kreise ziehen, und jeder Mensch, der ihm begegnete, würde des Todes sein.

Auf kurze Strecken schafft ein Kamel 70 Stundenkilometer, und mit diesem Irrsinnstempo wurde Sidi durch die Wüste geschleift. Das verstörte Tier schien nie mehr stehenbleiben zu wollen. Mehrmals versuchte Sidi, wieder auf die Beine zu kommen, doch er schaffte es bei diesem Tempo nicht.

Doch egal, was kommen sollte – selbst wenn das Tier ihn zu Tode schleifen sollte, er würde die Leine nicht mehr loslassen.

Steine schlugen gegen seinen Körper. Ihre schroffe Oberfläche schlitzte die Kleider des Jungen auf. Schmerzwellen durchrasten ihn. Er biß die Zähne zusammen und kämpfte tapfer dagegen an.

Die Wüste schlug ihm tiefe Wunden, doch er krampfte seine Hände nur noch fester um die Kamelleine und schrie: »Ich lasse nicht los! Wohin du auch rennst, ich bleibe bei dir!«

Er hatte keine Ahnung, wie weit er sich von der verfluchten Oase schon entfernt hatte. War er schon weit genug, oder war er hier vor Armara noch nicht sicher?

Er dachte an seinen Vater, an sein Vorbild, und er wußte, daß Mahmet nicht mehr lebte. Er wußte es einfach. Mahmet war genauso tot wie Kabu und all die anderen. Nur er, Sidi, er lebte noch.

Aber wie lange noch?

Das durch die Wüste stürmende Kamel war auf dem besten Wege, ihn umzubringen, aber er wollte lieber an dieser Leine hängend sterben, als durch die schreckliche Krallenhand des Dämons sein Leben verlieren.

Immer neue Schläge und Stöße bekam er.

Die Schmerzen nahmen zu.

Bald waren sie kaum noch zu ertragen.

Die Kleider hingen in Fetzen von seinem zerschundenen, mit Wunden übersäten Körper. Sein Blut vermischte sich mit Staub und Sand. Entsetzt bemerkte er, daß seine Kraft allmählich nachließ.

Die Leine rutschte ihm ein Stück durch die Hände.

Erschrocken packte er sofort wieder fest zu.

»Ich gebe nicht auf!« brüllte Sidi. Er fürchtete, das Bewußtsein zu verlieren. Deshalb schrie er die Befehle, die ihm sein Vater

beigebracht hatte, damit das Kamel anhielt.

Doch der Bulle jagte weiter durch die Wüste, wie von Furien gehetzt. Aber auch ihn verließ allmählich die Kraft, und endlich schien er wieder zu hören, was Sidi schrie, aber es dauerte noch sehr lange, bis das Tier stehenblieb.

»Allah sei Dank«, stöhnte Sidi.

Sein Körper schien zu glühen, doch er war froh, daß keine neuen Verletzungen mehr hinzukamen.

Verbissen hielt er die Leine weiter in seinen Händen. Das Tier stand mit zitternden Flanken da. Es war so erschöpft, daß es sich kaum noch auf den Beinen halten konnte.

Es knickte vorne ein und ließ sich in den Sand fallen. Sidi rollte sich in seinen Schatten, und dann wurde er ohnmächtig.

Kälte weckte ihn. Er klapperte mit den Zähnen, obwohl hohes Fieber seine Stirn erhitze.

Er erschrak.

Wo ist das Kamel? dachte er. Trotz der heftigen Schmerzen setzte er sich auf. Erst jetzt bemerkte er, daß er die Leine immer noch in seinen Händen hielt, und das Tier lag neben ihm und sah ihn beunruhigt an.

Dunkelheit umgab ihn.

Der Himmel war wolkenlos. Sterne funkelten. Sidi sah das vertraute Sternbild der Kamelstute, von dem er wußte, daß man es in Europa den »Großen Bären« nannte.

Im Südwesten lagerte der Skorpion, und genau dort, wo Arak lag, waren vier funkelnde Sterne zu sehen: das Sternbild des Pegasus, seit 800 Jahren das Leitgestirn der Tuareg-Karawanen.

Sidi biß die Zähne zusammen.

Er stand auf, konnte sich kaum auf den Beinen halten, befahl dem Kamelbullen mit krächzender Stimme, sich zu erheben.

Das Tier wollte nicht. Erst als Sidi es anbrüllte, bequemte sich das Kamel aufzustehen. Sidi stieg auf und trieb das Tier in Richtung Arak.

Er war der einzige der Karawane, der überlebt hatte, doch nicht deshalb ritt er nach Arak. Es gab einen anderen Grund: Er hatte einen Onkel und eine Tante da, und er fühlte sich so elend, daß er jemanden brauchte, der sich um ihn kümmerte.

Auf dem Weg nach Arak plagten ihn Schreckensvisionen. Armara erschien immer wieder vor seinem geistigen Auge und wiederholte seine grausigen Bluttaten.

Sidi hatte seinen Vater nicht sterben sehen, aber er konnte sich vorstellen, wie Mahmet gestorben war: mit dem Schwert seiner Ahnen in der Faust.

Endlos kam Sidi der Ritt vor.

Das Fieber stieg. Ein Schüttelfrost nach dem anderen drohte ihn vom Kamel zu werfen. Er begann zu fantasieren, konnte die Wachträume

von der Wirklichkeit nicht mehr unterscheiden.

Sah er wirklich weiße Häuser, die sich flach auf den Wüstenboden drückten? Oder waren sie eine Fieberhalluzination?

War das Arak?

Oder war es eine Traumoase, die es nirgendwo auf der Welt wirklich gab? Sidi ritt unter einer alten Akazie durch. Ein Zweig klatschte ihm ins Gesicht, ein Dorn ritzte seine Haut, doch es machte ihm nichts aus. Er begrüßte diesen Schmerz, denn er verriet ihm, daß es die Akazie wirklich gab, und somit auch die wenigen Häuser.

Er war in Arak!

Das Kamel trug ihn bis zu einer Herberge.

Ein Mann trat ihm entgegen. Eine große, asketische Erscheinung.

»Onkel Raghubir«, sagte Sidi, und plötzlich konnte er sich nicht mehr auf dem Kamel halten.

Er fiel.

Raghubir sprang hinzu. Er fing den Jungen auf. »Selima! Selima!« schrie er nach seiner Frau.

Selima, ein dickliches Weib, trat aus dem Haus.

»Schnell!« keuchte Raghubir. »Hilf mir! Es ist Sidi! Er ist schwer verletzt!«

Vorsichtig trugen sie den Jungen in die Herberge. Ein Teil davon war für Gäste bestimmt. Den kleineren Teil bewohnte Raghubir mit seiner Frau. Sie trugen Sidi in das Zimmer, das sie für ihn und seinen Vater hergerichtet hatten, denn wenn die beiden mit ihren Kamelen nach Arak auf den Markt kamen, wohnten sie immer hier.

Behutsam betteten sie den Jungen. Selima holte eine Schüssel mit Wasser.

Raghubir zog Sidi die zerfetzten Kleider aus, und die Frau wusch den mit Wunden übersäten Körper des Jungen.

Sidi bekam das alles kaum mit.

Er war in Trance.

Sein Atem ging schnell. Er schüttelte den Kopf. »Nein!« schrie er.

»Nein! Neiiin!«

Raghubir berührte ihn vorsichtig. »Sidi, hab keine Angst. Du bist in Sicherheit.«

»Der Tod ist auferstanden!« keuchte Sidi. Seine Hände krallten sich in Raghubirs Kleider.

Selima kümmerte sich gewissenhaft um die Verletzungen des Jungen. Sie hatte alles im Haus, was sie dazu brauchte, und ihr Wissen war besser als das eines schlechten Arztes. Sie wußte, was zu tun war.

Sidi schluchzte. »Ich will nicht sterben!«

»Beruhige dich«, sagte Raghubir. »Du wirst nicht sterben. Es wird alles wieder gut.«

»Was wohl passiert sein mag«, sagte Selima.

»Er wird es uns erzählen. Später. Wenn er wieder ansprechbar ist.«
»Er stieg aus seinem Wüstengrab«, stöhnte Sidi. Sein Gesicht war vor Entsetzen verzerrt. »Oh, Allah! Allah, steh mir bei!«

»Von wem spricht er?« fragte Selima.

»Ich weiß es nicht«, sagte Raghubir.

»Er ist so groß«, stieß Sidi in seinem Fieberwahn hervor. »So groß wie zwei Männer, und er strotzt vor Kraft, und er hat Hörner auf dem Kopf. Ein Teufel ist er. Er wird uns alle umbringen. Vater...«

Raghubir beugte sich über den Jungen. Er ließ sich von Selima ein feuchtes Tuch geben und legte es dem Jungen auf die heiße Stirn.

Dann ergriff er Sidis Schultern und schüttelte ihn vorsichtig.

»Sidi! Sidi! Junge, komm zu dir...«

»Kabu hat recht. Keiner kann ihm entkommen!« hechelte Sidi.

»Von wem sprichst du?« wollte Raghubir wissen. »Was ist mit Mahmet?«

»Tot! Alle tot!« schrie Sidi. Raghubir wußte nicht, ob das die Antwort auf seine Frage war.

Er schaute seine Frau unsicher an. »Sidi muß etwas Schreckliches erlebt haben«, sagte er erschüttert. »Anscheinend wurde ihre Karawane überfallen, und vermutlich haben dabei alle ihr Leben verloren. Auch mein Bruder Mahmet.«

Selima holte ein großes weißes Baumwolltuch. In dieses rollten sie den nackten Jungen ein.

Sidi schlug verzweifelt um sich. »Mich kriegst du nicht, du verdammter Teufel!« schrie er. Seine Hände krampften sich zu Fäusten zusammen. »Ich lasse nicht los! Nie mehr! Nie mehr! Schleif mich zu Tode, du verdammtes Kamel, es ist mir egal! Ich lasse trotzdem nicht los!«

»Er tut mir so leid«, sagte Selima.

»Flöße ihm Tee ein. Er hat sicher Durst«, sagte Raghubir.

»Vielleicht kommt er danach zu sich.«

Selima brachte ein Gefäß mit Tee. Raghubir schob seine Hand unter den Kopf des stark fiebernden Jungen und hob ihn sachte hoch.

Selima setzte Sidi das Gefäß aus Ton an die Lippen, und der Junge trank gierig, wobei ihm der Tee nicht nur in die Kehle rann, sondern zum Teil bei den Mundwinkeln herausfloß.

Als Raghubir »genug« sagte, setzte Selima das Gefäß ab. Ihr Mann ließ den Kopf des Jungen auf die Kissen zurücksinken.

Sidi schien sich zu beruhigen.

Die Wahnbilder, die ihn so sehr in Angst und Schrecken versetzt hatten, schienen verblaßt zu sein.

Er schluchzte nicht mehr, lag ganz still.

»Sidi«, sagte Raghubir leise. Gespannt wartete er. »Sidi...«

Die Lider des Jungen zuckten. Er öffnete die fiebergänzenden Augen.

»Onkel Raghubir...«, kam es fast tonlos über seine Lippen.

»Er erkennt mich wieder«, sagte Raghubir erfreut zu seiner Frau.

»Was ist passiert, Sidi?«

»Alle sind tot, Onkel Raghubir«, sagte Sidi traurig.

»Wurdet ihr überfallen?«

»Ja.«

»Von wem?«

»Ein schreckliches Ungeheuer war es.«

»Ein Ungeheuer!« sagte Selima und schüttelte ihren Kopf. »Er spricht immer noch im Fieberwahn, Raghubir. Laß ihn in Ruhe. Die Wahrheit wirst du aus ihm heute ja doch nicht mehr herauskriegen.«

»Es ist die Wahrheit!« stöhnte Sidi.

»Es gibt keine Ungeheuer, mein Junge«, sagte Selima.

»Ich habe es gesehen. Mit meinen eigenen Augen.«

»Du fantasierst. Du hast hohes Fieber. Versuch zu schlafen. Wir sprechen morgen darüber«, sagte Selima.

»Laß ihn erzählen«, sagte Raghubir zu seiner Frau. Er wandte sich an den Jungen. »Ihr wart mit der Karawane unterwegs...«

»Ja.«

»Und dann?«

»Seit drei Tagen war dieses rote Leuchten am Himmel. Vater sagte, das wäre ein böses Omen... Wir gerieten in einen furchtbaren Sandsturm. Er tobte mit einer Wildheit über uns hinweg, wie nicht einmal Kabu es je erlebt hatte. Und Kabu hatte schon vieles in der Wüste erlebt ...«

»Hat der Sandsturm Opfer gefordert?« fragte Raghubir.

»Der Sandsturm nicht.«

»Aber?«

»Der Sturm legte eine verfluchte Oase frei. Einen Hort des Bösen. Die Herberge eines grausamen Dämons namens Armara!« sagte Sidi.

»Wie lange willst du dir diese Fantastereien noch anhören, Raghubir?« fragte Selima. »Merkst du nicht, daß der Junge im Augenblick nicht richtig im Kopf ist? Laß ihn ruhen. Sprich morgen mit ihm.«

Raghubir sah seine Frau ernst an. »Alles, was Sidi sagt, ist wahr, Selima. Er spinnt sich das nicht zusammen.«

»Er redet von einem Ungeheuer. Von einer verfluchten Oase. Wie kannst du ihm das nur glauben?«

»Kennst du denn die Legenden nicht, die man sich an den Lagerfeuern von der verfluchten Oase und von Armara erzählt?«

»Nein.«

»Aber ich kenne sie. Armara hat vor langer Zeit die Sahara beherrscht. Er hat unzählige Karawanen vernichtet, hat Angst und Schrecken in weitem Umkreis verbreitet. Er war ein grausamer Teufel.

Ein Ungeheuer. Eines Tages schickte Allah einen mächtigen Sandsturm. Dieser verwüstete die verfluchte Oase und begrub Armara unter sich. Aber bis heute hält sich das hartnäckige Gerücht, daß der Dämon nicht tot ist. Es heißt, daß ein neuer Sandsturm kommen wird, der Armara wieder befreit. Und dazu muß es heute gekommen sein!«

Selima schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht glauben, Raghubir.«

»Der Junge ist der lebende Beweis... Sidi, erzähl uns, wie Armara aussieht.«

Der Junge beschrieb den Dämon in seiner gesamten Scheußlichkeit.

»Zweifelt du immer noch?« fragte Raghubir seine Frau. »Er hat ihn gesehen. Der Dämon ist wiederauferstanden. Armara ist zurückgekehrt. Und er hat sich bereits die erste Karawane geholt.«

Sidi berichtete stockend, was für grauenvolle Szenen sich draußen in der Wüste abgespielt hatten.

Raghubir war erschüttert. »Weißt du, was das beste wäre?« sagte er zu seiner Frau.

»Was?«

»Wenn wir Arak so schnell wie möglich verlassen würden.«

»Wohin sollten wir denn gehen?«

»Nach In Salah. Nach Reggane. Nach Adrar. Je weiter weg von hier, desto besser.«

»Und was würde aus dieser Herberge? Sie ist unsere Existenz, Raghubir. Wir können sie nicht aufgeben. Sie ist alles, was wir besitzen. Nein, ich verlasse Arak nicht. Ich bleibe. Und du bleibst auch.«

Raghubir seufzte schwer. »Dann möge uns Allah beistehen«, sagte er mit düsterer Miene.

Ich saß in meinem Büro und arbeitete lustlos.

Ich weiß natürlich, daß es auch wichtig ist, über abgeschlossene Fälle Berichte anzufertigen, aber da das in meinen Augen eine unproduktive Arbeit für Stubenhocker ist – zu denen ich mich bei Gott nicht zähle –, schiebe ich den Schreibkram immer so weit wie möglich hinaus, wobei mir selbstverständlich jedesmal klar ist, daß er mir irgendwann dann doch auf den Kopf fällt.

Nachdem ich hier und da noch ein paar Feinheiten angebracht hatte, legte ich den Bericht beiseite.

Ich lehnte mich seufzend zurück, zündete mir eine Zigarette an, blies den Rauch zur Decke, blickte ihm nach und dachte an Jane Colins und Suko.

Bei dem Chinesen war sie in den besten Händen. Ich war davon überzeugt, daß es ihnen mit vereinten Kräften gelingen würde, Noah Rennie von seiner Marihuanafarm herunterzuholen und unschädlich

zu machen.

Janes Ideenreichtum und Sukos Schlagkraft würde der Marihuanagangster wohl kaum etwas Gleichwertiges entgegensetzen haben.

Es klopfte.

»Ja?«

Meine Sekretärin Glenda Perkins steckte ihren schwarzen Dauerwellen-Lockenkopf zur Tür herein. Ich mußte mich an diese neue Frisur erst gewöhnen.

Einen Augenblick hatte ich gedacht, ein fremdes Mädchen wäre es.

»Keine Arbeit?« fragte Glenda lächelnd.

»Schöpferische Pause«, gab ich zurück. »Muß auch sein.«

»Steht uns so etwas zu? Das wußte ich gar nicht.«

»Gilt nur für Oberinspektoren. Nicht für Sekretärinnen«, sagte ich schmunzelnd.

»Jetzt weiß ich, wieso so viele meiner Kolleginnen für den Privilegienabbau sind.«

»Haben Sie sich zu beklagen?«

»Würde es etwas nützen?«

»Nein«, sagte ich.

»Dann habe ich nichts vorzubringen. Ich werde in den Untergrund gehen.«

»Tun Sie das. Und bleiben Sie da.«

»Das war aber nicht nett, John, was Sie da eben gesagt haben«, schmollte Glenda Perkins. »Noch dazu, wo ich Ihnen mitteilen wollte, daß ich gerade Kaffee gemacht habe und eine Tasse für Sie fertig wäre.«

»Wenn das so ist, entschuldige ich mich selbstverständlich.«

»Ich werd's mir reiflich überlegen, ob ich die Entschuldigung annehme.«

»Was ist, wenn Sie's nicht tun? Gießen Sie meinen Kaffee dann in die Klamuschel?«

»Oh, ich sehe schon, Sie haben heute Ihren giftigen Tag, und als kluge und tüchtige Sekretärin weiß ich, wie ich mich in dieser Zeit zu verhalten habe.«

Glenda brachte mir den Kaffee. Er roch herrlich, und er schmeckte auch so.

»Begraben wir das Kriegsbeil?« fragte ich. »Rauchen wir die Friedenspfeife?«

»Okay.«

Wir unterhielten uns eine Weile. Glenda Perkins berichtete mir den Hausklatsch. Ich erfuhr, was über diesen und jenen Yard-Kollegen getratscht wurde, wer sich mit wem liiert hatte, welche Verbindungen in die Brüche gegangen waren.

»Sehen Sie«, sagte ich zu Glenda und nickte. »Deshalb lautet mein Motto: niemals Liebe am Arbeitsplatz. Denn darunter leidet irgendwann mal der Job. Und der hat Vorrang.«

Leider, dachte Glenda Perkins wohl in diesem Augenblick, denn sie hatte eine ganze Menge für mich übrig. Das war mir zwar bekannt, aber ich nützte diese Zuneigung nicht aus.

Erstens wegen Jane Collins nicht.

Und zweitens deshalb nicht, weil ich meinem Grundsatz nicht untreu werden wollte.

Sehr zum Leidwesen von Glenda.

Nachdem ich den Kaffee getrunken hatte, begab sie sich wieder ins Vorzimmer. Doch zehn Minuten später klopfte sie schon wieder.

»Ja?«

»Ein Telegramm für Sie, John.«

»Von wem?«

»Von Jane Collins aus Algier.«

Ich nahm das Telegramm entgegen und schlitzte es mit dem Brieföffner auf.

SIND GUT IN ALGIER ANGEKOMMEN STOP SUKO NOCH WOHLAUF
STOP ICH LIEBE DICH STOP JANE

In Algier hatten Jane Collins und Suko eine Privatmaschine gechartert – eine Piper Cherokee. Der Pilot war bereit, die beiden für einen Haufen Geld nach In Salah zu fliegen. Einen weiteren Aktionsradius habe seine Maschine nicht, behauptete er. Von In Salah nach Arak sollten Jane und Suko dann den Bus nehmen.

Nach einer abenteuerlichen Fahrt über Stock und Stein, eingekeilt zwischen Schafen und Ziegen, erreichten sie schließlich die Wüstenoase.

Es war Markt in Arak, und von überall her waren die Kamelbesitzer gekommen, um hier ihre Geschäfte abzuwickeln.

Normalerweise glich so ein Markt einem riesigen Volksfest, doch diesmal war es anders. Jane Collins und Suko fiel auf, daß die Stimmung gedrückt war.

Niemand lachte.

Es gab keine heiteren Gesichter.

»Verstehst du das?« fragte Suko die Detektivin. »Ich habe das Gefühl, an einer Beerdigung teilzunehmen.«

»Irgend etwas scheint hier vorgefallen zu sein«, sagte Jane.

»Die Leute sehen aus, als hätte ihnen jemand erklärt, daß sie nur noch kurze Zeit zu leben haben.«

»Irgend jemand wird uns schon sagen, was das zu bedeuten hat«, meinte Jane Collins.

Sie suchten Raghubirs Herberge auf und quartierten sich da ein.
»Ist bei euch alles in Ordnung?« erkundigte sich Suko bei dem hageren Mann.

Raghubir blickte den Chinesen ernst an. »Wieso fragen Sie?«

»Uns kommen alle Leute so gedrückt vor. Man begegnet lauter Leichenbittermienen.«

Raghubir zuckte mit den Schultern. »Ich möchte nicht darüber sprechen.«

»Ich kann Sie nicht zwingen«, sagte Suko enttäuscht.

Sein und Janes Zimmer lagen nebeneinander. Suko stellte nur seine Reisetasche in den einfachen Raum und klopfte dann schon an die Nachbartür.

»Herein!« rief Jane.

»Ich wollte nur mal sehen, wer hier wohnt«, sagte Suko grinsend.

»Oh, ich muß gestehen, ich bin angenehm überrascht. Mein Name ist übrigens Suko. Ich bin Ihr neuer Nachbar, Madam. Wenn ich auch nicht danach aussehe – ich komme aus London. Bis vor kurzem war ich in Begleitung einer entzückenden Privatdetektivin, aber die ist mir abhanden gekommen. Sie haben sie nicht zufällig irgendwo gesehen?«

»Leider nein«, sagte Jane schmunzelnd.

»Macht auch nichts. Sie wird sich schon wiederfinden. Inzwischen könnten wir beide ja etwas... Nein? Sagen Sie bloß nicht, ich wäre zu schön für Sie.«

Jane Collins lachte herzlich. »Oh, Suko. Ich wußte nicht, daß du so komisch sein kannst.«

»John hat mich dir als Alleinunterhalter mitgegeben, damit du dich nicht langweilst.«

Jane umarmte den Koloß. »Du bist ein Prachtbursche. Ich mag dich.« Sie küßte ihn freundschaftlich.

»Tu das nicht noch mal, du!« sagte Suko verwirrt.

»Warum nicht?«

»Entstehen so nicht die kleinen Babies?«

Jane lachte wieder.

»Wie hoch ist unser Budget?« erkundigte sich der Chineser.

»Es ist nicht limitiert. Wir können Spesen machen, soviel wir wollen. Dennis Feldon ist nur wichtig, daß wir Noah Rennie kriegen. Was das kostet, ist ihm egal.«

»Ich werde versuchen, einen Geländewagen für uns aufzutreiben. Bei der Gelegenheit werde ich mich auch gleich ein bißchen nach Noah Rennie umhören. Vielleicht kennt ihn jemand und kann uns sagen, wie wir am gefahrlosesten an ihn herankommen.«

Suko verließ die Herberge. Er fragte sich zum Haus eines Mannes namens Abdul durch, der angeblich drei Geländewagen besaß und diese auch vermietete.

Abdul war ein finsterner Geselle mit schwarzem Turban. Seine dunklen Brauen sanken schräg zur Nasenwurzel ab. Er hatte Augen so schwarz wie zwei Kohlenstücke, und sein Alter ließ sich nicht bestimmen. Er konnte 50 sein. Aber auch 60. Oder sogar noch älter.

»Tut mir leid, Sir«, sagte er in schlechtem Englisch. »Zur Zeit sind alle Wagen vergeben. Wenn Markt ist in Arak, raufen die Leute beinahe um die Fahrzeuge.«

»Schön für Sie«, sagte Suko enttäuscht.

Abdul hob die knöchernen Schultern.

»Ich hätte jeden Preis bezahlt«, sagte der Chineser.

»Ich kann trotzdem keinen Wagen für Sie auftreiben. Sie sind alle unterwegs.«

»Wann kriegen Sie voraussichtlich eines der Fahrzeuge wieder herein?« wollte Suko wissen.

»In drei, vier Tagen. Es kann aber auch eine Woche dauern.«

»Mist.«

»Haben Sie es eilig?«

»Ja.«

»Darf ich fragen, wohin Sie wollen?«

»Zum Hoggar. Kennen Sie diese Gegend?«

»Jedermann in Akar kennt das Gebirge«, antwortete Abdul.

»In einem der Täler soll es eine Farm geben.«

»Es gibt dort viele Farmen.«

»Die Farm, die ich meine, gehört einem Engländer. Sein Name ist Noah Rennie. Schon mal von ihm gehört?«

Abdul schüttelte langsam den Kopf. »Nein. Wollen Sie zu diesem Mann?«

»Ja. Er ist ein Verbrecher.«

»Sind Sie Polizist?«

»Nein. Ich bin gewissermaßen der Assistent einer Londoner Privatdetektivin. Sie heißt Jane Collins. Diesen Namen können Sie sich merken, Abdul. Das Mädchen ist wie Dynamit. Es wird Noah Rennie hochgehen lassen!«

»Nun tut es mir noch mehr leid, Ihnen nicht helfen zu können, Sir.«

»Haben Sie einen Tip für mich, wie wir den Hoggar erreichen, ohne zu Fuß laufen zu müssen?« fragte Suko.

»Sie könnten reiten.«

»Gibt es denn Pferde in Akar?«

»Pferde nicht, aber Kamele.«

»Großer Gott, nein! Also das will ich mir wirklich nicht antun. Auf so einem schaukelnden Rücken würde ich glatt seekrank werden.«

»Daran gewöhnt man sich.«

»Ja. Nach einem Jahr. Hören Sie, eine andere Frage: Was ist mit den Menschen in Akar los? Sie sehen aus, als wüßten sie, daß der

Weltuntergang bevorsteht.«

Abdul zuckte kaum merklich zusammen. Er senkte den Blick und sagte leise: »Vielleicht steht er wirklich bevor.«

»Wie meinen Sie das?«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, dann will ich über dieses Thema lieber schweigen. Es ist nicht gut, über alles zu sprechen. Es gibt Dinge, über die man besser kein Wort verliert.«

Suko sah Abdul an, daß dieser es gern gesehen hätte, wenn er sein Haus verlassen hätte. Er machte dem Mann die Freude.

Als sich die Dämmerung über die Oase breitete, verkrochen sich die Menschen. Suko und Jane Collins aßen in der Herberge zu Abend. Ein Gericht aus Hirse und Hammelfleisch.

Der Chinese versuchte, auch Raghubir über Noah Rennie auszuhorchen, doch auch dieser kannte den Engländer nicht.

Nach dem Essen sagte Jane: »Na schön, dann werden wir eben zwei Kamele mieten.«

Suko erschrak. »Ich bitte dich, tu mir das nicht an. Mir wird schon übel, wenn ich nur daran denke, dort oben zu sitzen – auf einem ständig schaukelnden Höcker, 2,30m über dem Sand!«

»Wir haben keine andere Wahl.«

»Ich bin selbst ein Kamel!« stöhnte der Chinese. »Als John mich fragte, ob ich dich nach Algerien begleiten möchte, hätte ich antworten sollen: Ich will nicht!«

Jane lächelte. »Jetzt ist es für einen Rückzieher zu spät, mein Lieber. Nun bist du da, und du wirst die Zähne zusammenbeißen und...«

»... und kotzen« ächzte Suko.

Sie gingen bald zu Bett. Suko hoffte, daß noch ein Wunder geschah. Wenn Abdul einen seiner Geländewagen früher zurückbekam, brauchte er, Suko, auf kein Kamel zu steigen.

Kummerbeladen schlief der Chinese ein.

Und dann – kurz vor Mitternacht – ein gellender Schrei!

Suko schreckte hoch.

Er sprang aus dem Bett.

Der Schrei riß nicht ab.

Suko zog sich hastig an. In eineinhalb Minuten war er fertig. Er stürzte aus seinem Zimmer, den Gang entlang, auf den Schrei zu, der immer schriller wurde. Der Hüne stieß die Tür auf. Er sah einen Jungen mit fieberglänzenden Augen. Raghubir und dessen Frau Selima waren bei ihm. Sie waren bemüht, den Jungen zu beruhigen.

»Sidi!« sagte Raghubir eindringlich. »Still! Sei still, Sidi!«

Sidi schüttelte entsetzt den Kopf. »Ich will nicht sterben! Ich will nicht...!«

»Das Fieber ist wieder gestiegen«, sagte Selima besorgt. »Ich dachte, er wäre schon über dem Berg.«

Sidis Schrei wurde zu einem herzerreißenden Schluchzen. Auch das erstarb: Er weinte nur noch lautlos. Sein zuckendes Gesicht war fingerdick mit Schweiß bedeckt.

»Was hat er?« wollte Suko wissen. »Irgendeine schlimme Krankheit?« Jetzt betrat auch Jane Collins angekleidet den Raum.

»Er hatte ein furchtbares Erlebnis in der Wüste«, sagte Raghubir.

»Halb tot kam er gestern nacht zu uns. Er hat seinen Vater Mahmet, der mein Bruder war, verloren.«

»Wodurch?« fragte Jane Collins.

Raghubir schaute Selima an, und diese schüttelte den Kopf.

Doch Raghubir sagte: »Es wird nichts anders, wenn man darüber redet! Warum soll ich es nicht sagen? Kommen Sie.« Raghubir führte Jane und Suko aus Sidis Zimmer.

»Können wir für den Jungen irgend etwas tun?« fragte Jane.

Raghubir antwortete: »Was getan werden kann, tut meine Frau für Sidi.«

»Ich hätte ein fiebersenkendes Medikament...«

»Das braucht Sidi nicht. Er ist ein kräftiger Junge, und das Fieber ist gut. Er hat wirklich alles, was er braucht.«

»Wie hat er seinen Vater verloren?« wollte Suko wissen.

»Das ist eine schlimme Geschichte.«

»Sie scheint sich in ganz Arak herumgesprochen zu haben«, sagte Suko.

»Ja, das hat sie. Und nun sollen Sie sie ebenfalls erfahren«, erwiderte Raghubir, und dann erzählte er von der verfluchten Oase, die der Höllensturm freigelegt hatte, von dem Dämon Armara, der wiederauferstanden war, und von seinem grausamen Wüten, dem neun Tuareg zum Opfer gefallen waren.

Suko horchte auf.

Er blickte Jane Collins an und sagte: »Darum sollte sich John Sinclair kümmern!«

Ich stürmte mit Janes und Sukos zweitem Telegramm in das Allerheiligste meines Chefs. Natürlich hatte mich Glenda Perkins zuvor telefonisch angemeldet.

Es war ein ausführliches Telegramm, für das Jane Collins eine Stange Geld bezahlen mußte.

Sein Inhalt regte mich auf, und ich war davon überzeugt, daß er auch Superintendent Sir James Powell nicht kaltlassen würde.

Er blickte mich durch die dicken Gläser seiner Brille mit großen Augen an.

»Nun, John, wo brennt's denn?«

»Diesmal in Algerien, Sir. In der Sahara wütet ein grausamer Dämon.

Vor langer Zeit hat er viele Karawanen vernichtet, dann schickte Allah einen Sturm, der den Dämon unter meterhohem Sand begrub. Doch nun hat die Hölle einen Sturm entfacht, der Armara wieder ausgrub, und er hat bereits wieder zugeschlagen. Neun Tuareg fielen der Bestie zum Opfer. Sie sollten mir erlauben, den Dämon zu bekämpfen!«

Sir Powell lehnte sich zurück. Er faltete die Hände, als wollte er beten. »Ich schätze Ihren Eifer natürlich sehr, mein Lieber...«

»Aber?«

»Sie sind Engländer. Ein Beamter von Scotland Yard.«

»Und?«

»Wer weiß, ob es den algerischen Behörden recht ist, wenn Sie sich dieser Sache annehmen.«

»Warum sollte es denen denn nicht recht sein? Haben die einen Mann, der Armara vernichten kann?«

»Keine Ahnung.«

»Sollen dem Dämon weitere Karawanen zum Opfer fallen?« ereiferte ich mich. »Was für eine Rolle spielt es, ob ein Engländer, ein Amerikaner oder ein Algerier den Dämon zur Hölle schickt? Hauptsache sollte doch sein, daß es überhaupt einer tut.«

»Sie wissen, daß mir die Hände gebunden sind, John. Es gibt gewisse internationale Spielregeln, die ich einhalten muß.«

»Dann geben Sie mir Urlaub!« verlangte ich.

»Ich werde mich auf höchster Ebene mit den algerischen Behörden in Verbindung setzen, das ist besser.«

»Die Angelegenheit brennt, Sir!«

»Ich leite alles Nötige sofort in die Wege.«

»Und ich fahr' inzwischen nach Hause und packe. Und ich werde nach Algerien reisen. Entweder hochhoffiziell – oder als Tourist. Das ist mir gleichgültig.«

Sir Powell wußte, daß ich nicht aufzuhalten war. Er versuchte es erst gar nicht.

Er war zwar mein Vorgesetzter, aber er kehrte mir gegenüber diesen Chef niemals hervor. Er konnte sich hundertprozentig auf mich verlassen. Das wußte und schätzte er. Deshalb stand er auch dann hinter mir, wenn eine Sache nicht so ganz nach den Vorschriften ausgerichtet war, denn wir wußten beide, daß man mit Vorschriften keine Dämonen besiegen konnte.

Ich ließ das Telegramm auf seinem Schreibtisch liegen, warf nur noch einen Blick bei Glenda Perkins rein, um mich zu verabschieden, und verließ dann das Yard-Building.

Mit meinem silbergrauen Bentley fuhr ich nach Hause.

Zugegeben, es ist ein protziges Fahrzeug, aber der Wagen ist so ziemlich der einzige Luxus, den ich mir leiste. Bei meinen Beamtenbezügen wäre für mich auch nicht viel mehr dringewesen.

In meinem Apartment flitzte ich durch die Räume und trug alles zusammen, was ich mitzunehmen gedachte.

Vor allem vergaß ich nicht meinen Einsatzkoffer, in dem sich einige höchst wirksame Waffen zur Dämonenbekämpfung befanden.

Als die Schlösser meines Reisesets zuschnappten, läutete das Telefon.

Ich eilte an den Apparat.

»Sinclair.«

»Die algerischen Behörden haben uns offiziell um Amtshilfe gebeten«, berichtete mir Sir Powell.

»Herz, was willst du mehr?« rief ich aus.

»Ich habe für Sie die besten Arbeitsbedingungen ausgehandelt, John.«

»Vielen Dank, Sir.«

»Bleibt mir nur noch eines zu tun: Ihnen viel Glück zu wünschen.«

»Kann ich gebrauchen«, erwiderte ich und legte auf. Aber ich nahm den Hörer sofort wieder ab und rief den Airport an. Ich ließ für mich einen Platz in der nächsten Maschine reservieren, die von London nach Algier flog.

Der Vogel startete 70 Minuten später.

Und ich war an Bord.

Die Informationskanäle der Hölle sind weit verzweigt. Sie erstrecken sich über den gesamten Erdball. Deshalb kommt es häufig vor, daß Dämonen über die Aktivitäten ihrer Gegner genau Bescheid wissen.

Auch Armara hatte erfahren, daß ein Geisterjäger namens John Sinclair aus London abgereist war, um hierherzukommen und ihm den Kampf anzusagen.

Doch Armara wußte nicht nur das. Die Hölle hatte ihm auch mitgeteilt, was für ein gefährlicher Gegner dieser John Sinclair war.

Seit Jahren jagte dieser unerschrockene Mann Geister und Dämonen.

Er trat ihnen überall auf der Welt entgegen, und er verfolgte sie – wenn es sein mußte – bis in die Dimensionen des Schreckens, um sie zu vernichten.

Was niemand in der großen Dämonenhierarchie für möglich gehalten hatte, war John Sinclair erst vor kurzem geglückt: Er hatte seinen Erzfeind, den Schwarzen Tod, besiegt!

Es war also angeraten, sich vor diesem Mann vorzusehen.

Armara knurrte grimmig.

Der scheußliche Dämon stand neben dem Wasserloch der verfluchten Oase und überlegte, was er gegen John Sinclair unternehmen sollte. Hoch ragte das gehörnte Ungeheuer auf.

Obwohl die Sonne grell vom Himmel knallte, warf der Riese keinen Schatten.

Er wollte sich von Sinclair nicht stören lassen. Der Geisterjäger sollte überhaupt nicht bis zu ihm vordringen können.

John Sinclair sollte schon weit von hier entfernt beim Versuch, die erste Hürde zu nehmen, zu Tode stürzen.

Diese Überlegung gefiel Armara, und er begann, gemein zu lachen. Ja, so sollte es geschehen.

John Sinclair sollte einer Attacke zum Opfer fallen, sobald er algerischen Boden betrat.

Der Geisterjäger sollte Armaras Macht bereits in Algier zu spüren bekommen und daran zugrunde gehen.

Der Dämon streckte seine Arme aus. Er hatte die getöteten Tuareg im Sand verscharrt. Jetzt wollte er einen von ihnen mit höllischen Kräften ausstatten und zu seinem Diener machen.

Er hätte sich für jeden entscheiden können, aber er entschied sich für Kabu. Den alten Tuareg wollte er zu seinem Vasallen, zu seiner gefährlichen Mord-Marionette machen.

»Kabu!« rief Armara mit donnernder Stimme.

Aus seinen gespreizten Fingern zuckten gleißende Strahlenbündel, die sich tief in den Sand bohrten.

»Kabu! Steh auf, ich befehle es dir!«

Ein leises Knistern, ein feines Rieseln waren zu hören. Bewegung unter dem Sand, und plötzlich tauchte der Kopf eines Menschen daraus auf. Mehr und mehr schälte sich Kabu aus dem Sand.

Er setzte sich auf.

»Erhebe dich!« befahl ihm Armara, und Kabu stand auf.

Sein Körper wies noch die tödlichen Verletzungen auf, die der Dämon ihm zugefügt hatte, doch nun brachte Armara sie zum Verschwinden, indem er einige Worte in einer fremden, gutturalen Sprache sagte.

»Komm zu mir!« verlangte Armara.

Kabu, der lebende Tote, schritt mit hölzernen Bewegungen über den Sand. Sein gebrochener Blick war auf den Dämon gerichtet. Er atmete nicht. Sein Herz schlug nicht. Und doch lebte er, solange Armara es wollte.

Zwei Yards vor dem Dämon blieb Kabu stehen.

»Du bist jetzt mein Diener!«

»Ja, Herr.«

»Mein Werkzeug.«

»Ja, Herr.«

»Ohne eigenen Willen. Gestärkt von der Kraft des Bösen. Ausgestattet mit dem Willen, alle Feinde der Hölle zu vernichten.«

»Ja, Herr.«

»Es befindet sich ein Mann auf dem Weg in dieses Land. Sein Name ist John Sinclair!« sagte Armara grollend. Er wies mit seiner

Krallenhand auf Kabus Schwert und schrie, daß kleine Feuerzungen aus seinem Maul schlugen: »Töte ihn! Vernichte den größten Feind des Bösen!«

»Das werde ich tun, Herr«, sagte Kabu mit hohler Grabesstimme.

Da, wo er stand, begann plötzlich die Luft zu flimmern, und als sie sich wieder beruhigt hatte, war Kabu verschwunden.

Die hübsche Stewardess war so sehr um mich bemüht, daß es schon an Selbstaufopferung grenzte. Sie hatte rotes Haar, meergrüne Augen und hieß Mireille. Ich saß in einer Linienmaschine der Air France, und Mireille schien eine Schwäche für große, blonde Engländer zu haben. – Um es mal in der Fliegersprache auszudrücken: Ich hätte leicht bei ihr landen können, aber ich hatte leider andere Dinge im Kopf.

»Möchten Sie noch Kaffee, Mr. Sinclair?« fragte sie kurz vor Algier.

»Nein, vielen Dank.«

»Oder Tee?«

»Auch nicht. Ich bin wunschlos glücklich.«

»Das höre ich gern. Dann darf ich wohl annehmen, daß Sie mit dem Bordservice zufrieden waren.«

»Sehr. Ich werde Sie weiterempfehlen.«

»Haben Sie geschäftlich in Algier zu tun?«

»Welche Art von Geschäften tätige ich wohl?«

»Mädchenhandel?«

»Erraten«, sagte ich grinsend.

»Ich wußte gleich, daß man sich vor Ihnen in acht nehmen muß.«

»O ja, ich bin ein ganz Böser«, erwiderte ich, aber ich fragte sie nicht, ob sie in Algier mit mir ausgehen wollte, obwohl ich wußte, wie sehr sie auf diese Frage wartete. Ich war davon überzeugt, daß sie schon ja gesagt hätte, bevor ich die Frage noch beendet hatte. Sie wartete vergebens, und sie tat mir deswegen leid, denn sie war wirklich ein bildhübsches Mädchen.

Wir landeten in Algier – der Hauptstadt und zugleich der bei weitem größten Stadt der Demokratischen Volksrepublik Algerien.

Algier liegt fast genau in der Mitte der fast 1200 Kilometer langen algerischen Mittelmeerküste an der Westseite einer halbmondförmigen Bucht, an der sich die Stadt über 14 Kilometer hinzieht.

Als ich das Flughafengebäude betrat, kam aus den Lautsprechern mein Name. Die aparte Mädchenstimme bat mich, zum Informationsschalter zu kommen.

Das tat ich, nachdem ich mein Gepäck abgeholt und durch den Zoll gebracht hatte.

Am Informationsschalter stand ein Mann mit mächtigem Dschingis-Khan-Bart. Er sah aus wie Buster Keaton auf einem Maskenball.

Er schien in seinem Leben noch nie gelacht zu haben.

»Oberinspektor John Sinclair?« sprach er mich an.

»Der bin ich. Und wer sind Sie?«

Er hielt mir einen Sonderausweis hin, auf dem so viel stand, daß ich die Lust am Lesen verlor. Das Foto stimmte mit seinem Gesicht überein.

Auch darauf lachte er nicht. Nicht einmal ein dünnes Lächeln hatte er sich auf das »Bitte recht freundlich« des Fotografen abgerungen.

Er war irgend etwas Besonderes und stand im Dienste der algerischen Behörden, soviel kam für mich nach den ersten Worten heraus, und sein Name war Albert Darrieux.

»Ich heiße Sie im Namen meiner Dienststelle herzlich willkommen«, sagte Albert Darrieux.

Er reichte mir die Hand.

Ich schüttelte sie. »Ich danke Ihnen im Namen meiner Dienststelle.«

Vielleicht fühlte er sich von mir mit dieser Antwort auf den Arm genommen, doch das ließ er sich nicht anmerken. Mit diesem Gesicht konnte er beim Pokern mit dem miesesten Blatt ein Vermögen machen.

Er nahm einen Teil meines Gepäcks.

Ich nahm den Rest auf und folgte ihm, ohne daß er mich dazu aufgefordert hatte.

»Scotland Yard ist sehr fortschrittlich«, sagte Albert Darrieux.

»Hat der Yard auch hierzulande einen guten Ruf?«

»Den hat er auf der ganzen Welt. Und das zu Recht«, behauptete Albert Darrieux.

Mit dieser Bemerkung war er mir auf einen Schlag sympathisch.

Er brauchte nicht mehr freundlich zu lächeln. Ich wußte auch so, daß er mich mochte. Jedenfalls mochte er den Yard, und dem gehörte ich an.

»Wenn Sie das sagen...«, erwiderte ich bescheiden.

»Ich finde, daß man sich auch hierzulande dazu durchringen sollte, eine solche Spezialabteilung, wie Sie sie leiten, zu schaffen. Doch leider hat es damit bis heute noch nicht geklappt, und so sind wir auf die gütige Hilfsbereitschaft von Euch Briten angewiesen.«

»Man war bei uns über diese Idee am Anfang auch nicht gerade Feuer und Flamme«, gestand ich. »Es waren die Umstände, die die Gegner des Projekts von der Wichtigkeit seiner positiven Erledigung überzeugten.«

»Umstände, wie man sie zur Zeit in der Sahara vorfindet?«

»Richtig.«

»Die Sahara ist weit.«

»Ich verstehe.«

Wir verließen das Flughafengebäude und stiegen in Albert Darrieux'

Dienstwagen. Er sagte: »Sie möchten nach Arak, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Ein Polizeihubschrauber wird Sie hinbringen. Im übrigen möchte ich, daß Sie in mir einen Mann sehen, der für Sie das Unmögliche möglich macht, Oberinspektor Sinclair.«

»Tun Sie mir einen Gefallen und lassen Sie den Oberinspektor weg, Darrieux.«

»Gern. Man hat mir aufgetragen, Sie voll und ganz zu unterstützen, Sinclair. Was immer Sie benötigen, ich werde alles daransetzen, damit Sie es kriegen.«

»Auch wenn ich in Arak bin?«

»Wenn Sie in Arak eintreffen, wenden Sie sich sofort an Monsieur Joseph. Jacques Joseph! Wir stehen mit ihm in ständiger Funkverbindung, und er ist angewiesen, Ihnen jeden Wunsch von den Augen abzulesen.«

»Oh, da muß ich aufpassen, sonst schleppt mir Ihr Monsieur Joseph eine knackige Bauchtänzerin an.«

Wir fuhren durch Algier.

Die Berghänge des Sahels, Ausläufer des Teilatlas, reichten fast bis an das Meeresufer heran. Daher war die Stadt einem Amphitheater gleich an diesen Hängen angelegt, wodurch die arabische Kasbah besonders gut zu sehen war.

Die Straße schlängelte sich in mehreren Windungen steil nach oben, und wenig später ließ Albert Darrieux seinen Wagen in der Nähe eines markierten Hubschrauberlandeplatzes ausrollen.

Ich wollte aussteigen, doch Darrieux hielt mich zurück. »Einen Augenblick noch, Sinclair.«

»Was gibt's?«

»Das gibt's«, sagte Albert Darrieux. Er griff in sein Jackett und reichte mir ein Schreiben.

Ich überflog es rasch. Es war so abgefaßt, daß mir überall im Land Tür und Tor geöffnet werden würden, und es war mit Stempeln und Unterschriften versehen, bei deren Anblick so mancher stramme Algerier seinen Hut gelüpft hätte.

»Danke«, sagte ich und steckte das Schreiben ein. Danach stieg ich aus.

Und dann passierte es!

Vor mir flimmerte die Luft – und einen Sekundenbruchteil später stand ein alter Tuareg da. Sein eisernes Schwert war zum tödlichen Streich erhoben!

Das Fieber war über Nacht verschwunden. Doch Sidi hatte sich verändert. Die Erlebnisse hatten seiner Psyche geschadet. Man konnte

nicht mit ihm reden.

Er lag in seinem Zimmer, starrte die Decke an, weinte hin und wieder oder schrie, von Angst und Entsetzen geschüttelt, schrill auf.

Raghubir und Selima taten für den Jungen, was sie konnten. Aber sie konnten nur seinen zerschundenen Körper pflegen, nicht seinen zerbrochenen Geist.

In seinen Wachträumen machte Sidi Furchtbares mit. Er sah immer wieder diese gräßlichen Szenen, die sich nach dem Sandsturm abgespielt hatten.

Überdeutlich erschien ihm die Fratze des Dämons, und er glaubte zu begreifen, daß er Armara noch nicht entkommen war. Das Ungeheuer war möglicherweise schon auf dem Weg hierher, um ihn sich zu holen, denn niemand konnte Armara wirklich entkommen.

Sidi vergrub sein Gesicht in den Kissen. Er hatte Angst. Er fürchtete sich so sehr vor Armaras Erscheinen, daß er sich verzweifelt fragte, wie er einem solch grausamen Schicksal entgehen konnte.

Gab es eine Chance?

Er wollte nicht durch die Krallenhand der Bestie sterben, aber dazu würde es kommen, wenn Armara Arak erreichte.

»Ich«, ächzte Sidi verzweifelt. »Ich werde hier sein erstes Opfer sein. Vor allen anderen werde ich sterben, denn bei Armara bleibt keine Rechnung offen!«

Je länger ihn diese Gedanken quälten, desto mehr wurde es für ihn zur Gewißheit, daß er nicht mehr lange zu leben hatte, und die Angst vor einem so schrecklichen Ende wurde ihm unerträglich.

Er sah nur eine einzige Möglichkeit, Armaras Todeshieb zu entgehen: Er mußte sich selbst töten. Es war immer noch besser, das Leben durch die eigene Hand zu verlieren als durch Armaras Krallenpranke.

Der Entschluß reifte in Sidi.

Wenn er schon sterben mußte, dann wollte er dieses Ende nicht sinnlos hinauszögern. Sein Vater hatte immer versucht, einen Mann aus ihm zu machen.

Einen unerschrockenen Kämpfer, den nichts einschüchtern konnte. Jetzt wollte Sidi seinem toten Vater beweisen, daß er zu solch einem Mann herangereift war, daß er imstande war, hart zu sich selbst zu sein und dem Unvermeidlichen ins Auge zu sehen.

»Ich folge dir, mein Vater«, sagte Sidi und richtete sich auf.

»Allah wird mich verstehen.«

Trotz der Schmerzen, die ihn peinigten, wenn er sich bewegte, stand er auf. Er trug alte Kleider von Raghubir.

Sein Schwert, auf das er so stolz war, lehnte in einer Ecke des Zimmers. Er holte es sich. Dann schleppte er sich zur Tür und öffnete sie lautlos.

Er sah niemanden und konnte niemanden hören. Mit nackten Füßen

stahl er sich aus dem Raum.

Es tat ihm leid, daß er mit dem, was er vorhatte, seinen Verwandten noch mehr Kummer bereiten würde, doch er konnte nicht anders. Er mußte es tun. Er mußte sich vor Armara in Sicherheit bringen, und es ging nur auf diese eine Art.

Ohne daß es jemand bemerkte, verließ er die Herberge. Draußen vernahm er das Brüllen von Kamelen. Er schlich an der weißgetünchten Mauer entlang, biß die Zähne zusammen, als die Schmerzen zunahmen, und er kämpfte tapfer gegen die Ohnmacht an, die ihm einen Strich durch die Rechnung machen wollte.

Da, wo er seinem Leben ein Ende bereiten wollte, trug er kindskopfgroße Steine zusammen. Er schichtete sie vor der Mauer auf und klemmte das Schwert, das er erst seit einem Jahr tragen durfte, dazwischen fest. Blitzend reflektierte die blanke Klinge das Sonnenlicht. Die Spitze ragte der Brust des verzweifelten Jungen entgegen.

»Es muß sein!« sagte er sich. »Ich habe keine andere Wahl! Wenn Armara nach Arak kommt, darf ich nicht mehr leben!«

Er schloß die Augen.

Aber noch zögerte er, sich in das Schwert seiner Ahnen zu stürzen.

»Vater!« flüsterte er. »Vater, gib mir die Kraft, es zu tun!«

Plötzlich ging ein Ruck durch seinen Körper, und er fiel nach vorn...

Sie hatten die Weiterreise verschoben und warteten auf John Sinclair. Das Telegramm war abgeschickt. Es war zwar keine Antwort von John in Arak eingetroffen, doch Jane Collins und Suko wußten dennoch, daß der Geisterjäger innerhalb kürzester Zeit hier auftauchen würde. Ein Dämon in der Wüste – das konnte John Sinclair nicht mit einem Schulterzucken abtun.

Jane und Suko trieben sich auf dem Markt herum.

Die meisten Kamele kauerten im Wüstensand und reckten den langen Hals in den blauen Himmel. Suko blieb vor einem solchen Tier stehen. Dem Kamel steckte ein Bündel Steppengras quer im Maul. Die gespaltene Oberlippe mummelte sich um einen holzigen Halm, der langsam zwischen den gelben Zähnen verschwand.

»Nein, Jane. Also nein, wirklich. Da laufe ich lieber zu Fuß. Wie viele Kilometer sind es bis zum Hoggar?«

»Ungefähr 60.«

»Kleinigkeit. Die hüpfе ich auf einem Bein.«

»Angeber.«

»Okay. Dann wechsle ich eben nach 30 Kilometern vom linken auf das rechte Bein.«

Sie gingen weiter. Suko beobachtete, wie ein Kamel dicke Äste aus

einer Akazie rupfte. Das Tier knickte zwischen seinen lederzähnen Lefzen die Dornen ab.

»Von dem möchte ich auch nicht unbedingt gebissen werden«, meinte der Chinese. Sie beendeten ihren Rundgang und kehrten zur Herberge zurück.

Plötzlich irritierte Suko etwas. Ein Blitzen. Ein Funkeln. Sonnenlicht, das grell von der Klinge eines Schwerts reflektiert wurde! Die Klinge ragte schräg nach oben, und davor stand Sidi.

Suko wußte sofort, was das zu bedeuten hatte.

»Ich werd' verrückt!« stieß der Chinese hervor.

»Was ist los?« fragte Jane Collins erstaunt.

»Sidi! Er will sich in sein Schwert stürzen!«

Suko war schon unterwegs. Trotz des beachtlichen Gewichts, das er auf die Waage brachte, rannte er schneller als so mancher Mann, der nur halb so schwer war wie er. Suko hatte sehr viel für Kinder übrig. Gut, Sidi war kein richtiges Kind mehr. Er war aber auch noch kein richtiger Mann. Er steckte irgendwo dazwischen, und Suko mochte ihn. Deshalb setzte er alles daran, um den Jungen an seiner Verzweiflungstat zu hindern.

Mit langen Sätzen kam Suko angeschnauft.

Sidi ließ sich nach vorn fallen.

Suko war noch nicht ganz bei ihm.

Der Chinese katapultierte sich vorwärts.

Es war wie im Kino, wenn die Spannung der Zuschauer künstlich hochgepeitscht wird. Wenige Millimeter vor der scharfen Schwertspitze fing Suko den Jungen ab.

Sidi zuckte zusammen. Er hatte so fest mit seinem Ende gerechnet, daß er nun nicht verstehen konnte, gerettet worden zu sein.

Kraftlos schlug er um sich. Tränen rannen ihm über das vor Verzweiflung verzerrte Gesicht.

Suko zog ihn vom Schwert weg. Sidi riß die Augen auf. »Lassen Sie mich!« stöhnte er.

»Denkst du, ich lasse zu, daß du dir das Leben nimmst?«

»Ich muß es tun.«

»Aus welchem Grund?«

»Wenn ich es nicht tue, tut er es!«

»Wer – er?«

»Armara! Er wird nach Arak kommen und vollenden, was er in der Wüste begonnen hat. Ich fehle noch...«

Jane Collins erreichte Suko und den Jungen. Sidi hatte nicht mehr die Kraft, auf seinen eigenen Beinen zu stehen. Er klappte zusammen. Jane zog das Schwert aus dem Steinhauten.

Suko hob den Jungen hoch. Auf seinen Armen trug er ihn in die Herberge, und Sidi schluchzte: »Sie haben kein Recht, mich daran zu

hindern!«

»O doch!« brummte der hünenhafte Chinese. »Dieses Recht habe ich. Einfach deshalb, weil ich es mir nehme. Ein Menschenleben ist zu schade zum Wegwerfen.«

»Das war nicht richtig.«

»Eines Tages wirst du mir dafür dankbar sein...!«

»Bestimmt nicht. Ich werde es wieder tun.«

»Und ich werde dich wieder daran hindern!«

»Ich werde es so oft tun, bis es klappt!«

Jane Collins und Suko schauderten. Wie schlimm mußte es um Sidis Seelenzustand bestellt sein, wenn er so redete...

Das Schwert des Tuareg surrte durch die Luft.

»Sinclair!« rief Albert Darrieux erschrocken aus.

Ich federte zur Seite. Der Hieb verfehlte mich. Ich trat nach der Klinge, um sie zu zerbrechen, doch der höllische Angreifer riß sein Schwert sofort wieder hoch.

Meine Handkante traf ihn. Der Schlag hätte gereicht, um einen durchtrainierten Karatekämpfer niederzustrecken, doch der alte Tuareg blieb auf den Beinen.

Natürlich blieb er das, verdammt! Denn in ihm steckte die Kraft des Bösen. Mir war alles klar. Armara hatte erfahren, daß ich zu ihm unterwegs war, und nun fing er an, mir Knüppel zwischen die Beine zu werfen, damit ich es erst gar nicht schaffte, bis zu ihm vorzudringen.

Aber so leicht wollte ich mich nicht unterkriegen lassen. Ich unterlief den nächsten Schwerthieb und warf mich mit voller Wucht gegen den Körper meines Gegners.

Gleichzeitig umklammerte ich seine Beine in Schenkelhöhe. Er verlor das Gleichgewicht, war gezwungen, mehrere Schritte zurückzugehen. Die aber fielen nicht groß genug aus. Der Tuareg verlor die Balance vollends und knallte auf den Boden.

Ich fiel auf ihn.

Er verlor sein Schwert.

Ich schmetterte ihm meine Faust ans Kinn. Mein Gegner stieß ein wütendes Fauchen aus. Ich stellte fest, daß er tot war. Er atmete nicht, und sein Körper war kalt.

Außerirdische Kräfte bewegten ihn, leiteten sein Denken und Handeln.

Albert Darrieux eilte mir zu Hilfe. Er hob das Schwert auf, setzte dem Tuareg die Spitze an die Kehle und schrie: »Halt!«

Doch der Alte verzerrte sein Gesicht zu einem höhnischen Grinsen. »Du willst Kabu umbringen?«

»Lassen Sie Sinclair los! Sofort!«

»Sinclair wird sterben! Und du auch!« knurrte Kabu.

Ehe ich es verhindern konnte, lagen die Hände des Tuareg um meinen Hals. Fest drückte er zu.

Wir wälzten uns über den Boden.

Dabei ritzte das Schwert eine Kerbe in die Kehle des Alten. Er blutete nicht. Als Albert Darrieux das sah, war er verstört.

Mir wurde die Luft knapp. Der Druck der toten Hände war schmerzhaft. Ich unternahm alle Anstrengungen, um mich von dem mörderischen Würgegriff zu befreien.

Als ich über Kabu war, stieß ich meine Fäuste zwischen seine Arme. Seine Finger rutschten von meinem Hals ab. Ich bekam wieder Luft. Endlich.

Ich japste, hockte auf der schmalen Brust des Tuareg. Er wollte mich abwerfen, bäumte sich unter mir auf.

Seine Faust schoß mir entgegen. Ich riß den rechten Arm hoch und deckte meinen Kopf. Der Schlag warf mich zur Seite.

Ich verstärkte meinen Schwung absichtlich und rollte von Kabu weg. Fast zur selben Zeit kamen wir beide wieder auf die Beine.

Kabu stürzte sich sofort auf Darrieux. Er entriß ihm das Schwert, und wenn ich mich nicht dazwischengeworfen hätte, hätte Darrieux im nächsten Moment das Leben verloren, denn Kabu hatte die Absicht, Albert Darrieux für das Eingreifen zu bestrafen.

Doch ich war schneller als sein Schwert.

Ich wuchtete mich nach vorn.

Darrieux bekam von mir einen Stoß, der ihn aus dem Gefahrenbereich beförderte. Die Klinge fegte an meiner Brust vorbei.

Ich schlug mit der linken Faust nach dem Tuareg, während ich mit der rechten Hand mein Hemd öffnete.

Blitzend und funkelnd wurde mein geweihtes Silberkreuz sichtbar. Obwohl Kabu Mohammedaner war, kannte er dieses Symbol des Guten natürlich.

Und da in ihm die Kraft des Bösen steckte, mußte er mein Kruzifix fürchten. Der Anblick des Kreuzes allein machte Kabu schon konfus. Er griff mich nicht mehr an.

Seine toten Augen starrten auf das Kruzifix. Sein Gesicht verzerrte sich vor Wut, Haß und Furcht.

Er wich zurück.

Albert Darrieux beobachtete gespannt, was passierte.

Ich nahm mein Silberkreuz ab, das ich an einer Kette um den Hals trug. Es pendelte unter meiner rechten Hand. Kabu spürte die Kräfte der vier Erzengel, deren Zeichen in die Balkenenden des Kreuzes eingraviert waren: Michael, Gabriel, Raphael und Uriel.

Er fürchtete das Kruzifix.

Zwei weitere Schritte wich er zurück.

Aber dann blieb er grimmig stehen.

Jetzt schien er eine Entscheidung herbeiführen zu wollen. Er oder ich. Einer von uns beiden sollte auf der Strecke bleiben. Der Tuareg überwand seine Angst vor meinem Kreuz.

Mit gestrecktem Schwertarm griff er mich an.

Die Waffenspitze zuckte auf mein Herz zu.

Albert Darrieux hielt vor Schreck den Atem an.

Ich schlug das eiserne Tuaregschwert zur Seite und katapultierte mich dem Alten entgegen.

Mein Kreuz traf seine Stirn. Es zischte, und es roch nach verbranntem Fleisch. Kabu brüllte auf. Zum zweitenmal verlor er sein Schwert. Er schlug beide Hände vor sein Gesicht, torkelte zurück.

Ich wußte, daß er tödlich getroffen war.

Unvorstellbare Kräfte wirkten auf ihn ein. Sie zersetzten ihn. Es war für ihn schlimmer, als wenn ich ihn in ein Salzsäurebad geworfen hätte.

Seine Hände rutschten über das fahle Gesicht nach unten. Ich sah das Mal auf seiner Stirn, das mein Kreuz hineingebrannt hatte.

Sein Körper zitterte und bebte.

Hier und da zeigten sich Auflösungserscheinungen. Etwas fraß Löcher in seine Kleidung, aber auch Löcher in den Mann selbst.

Das Gute löschte ihn aus.

Immer weniger war von ihm zu sehen. Immer mehr verschwand von ihm, bis nichts mehr von ihm übrigblieb.

Nur das Schwert lag noch auf dem Boden. Albert Darrieux wollte es aufheben, doch ich sagte: »Fassen Sie es nicht an!«

Darrieux' Hand zuckte zurück, und einen Augenblick später vernahmen wir ein seltsames Zischen, und dann löste sich auch das Tuaregschwert vollends auf.

Albert Darrieux schüttelte den Kopf. »Wenn ich das nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, ich würd's nicht glauben, Sinclair. Armara scheint allwissend zu sein. Ihm muß bekannt sein, aus welchem Grund Sie nach Algerien gekommen sind, und er hat sofort Gegenmaßnahmen getroffen.«

»Die zum Glück in die Hose gegangen sind«, sagte ich.

»Ja, zum Glück.«

Ich streifte die Kette meines Kreuzes wieder über den Kopf und schloß die Hemdknöpfe.

»Dieser Tuareg...«, sagte Darrieux.

»War tot«, sagte ich.

»Kann es sich hierbei um einen Mann gehandelt haben, der mit der Karawane nach Arak unterwegs war, die von Armara überfallen wurde?«

»Ich bin sicher, daß das der Fall ist. Armara machte aus Kabu einen Vasallen des Bösen und schickte ihn gegen mich.«

»Liebe Güte, was tun Sie, wenn dieser Kabu nicht der einzige Vasall des Dämons war?«

»Egal, wie gut sich Armara abschirmen läßt, ich werde ihn auf jeden Fall angreifen.«

»Hoffentlich werden Sie mit dieser Ausgubt der Hölle fertig.«

Ich lächelte. »Das hoffe ich auch, Darrieux.«

Raghubir und seine Frau Selima fielen aus allen Wolken, als sie erfuhren, was Sidi tun wollte.

Suko brachte den Jungen wieder in sein Zimmer. Selima blickte Sidi verzweifelt an. »Warum?« fragte sie. »Warum wolltest du so etwas Schreckliches tun?«

»Ich muß Armara zuvorkommen!« stöhnte der Junge.

»Hier bist du vor ihm in Sicherheit«, sagte Raghubir, doch Suko erkannte an dem leichten Kratzen der Stimme des Mannes, daß er von dieser Behauptung selbst nicht überzeugt war.

»Armara wird nach Arak kommen und mir mein Leben nehmen!« sagte Sidi.

»Unsinn. Was redest du denn da?« widersprach ihm Raghubir.

Sidi lag auf seinem Lager. Die anderen standen um ihn herum.

Der Junge schaute Suko vorwurfsvoll an. »Warum haben Sie es verhindert?«

»Weil es nicht richtig gewesen wäre, es zuzulassen«, antwortete Suko.

»Ich hätte es jetzt bereits hinter mir.«

»Wer sagt, daß du sofort tot gewesen wärest? Vielleicht hättest du sehr lange leiden müssen.«

»Es wäre immer noch besser gewesen, als von Armaras Todespranke getötet zu werden. Ich habe die Männer sterben sehen. Es war grauenvoll.«

Suko beugte sich über Sidi. »Jetzt hör mir mal genau zu, mein Junge. Es wird ein Geisterjäger namens John Sinclair nach Arak kommen und den Kampf gegen Armara aufnehmen.«

»Er wird scheitern.«

»Du kennst Sinclair nicht. Er ist mein Freund und der Freund dieser Miß. Aber ich sag's nicht deswegen, sondern deshalb, weil ich davon überzeugt bin: John Sinclair wird Armara zur Hölle schicken – und zwar für immer!«

»Wenn Sie Armara gesehen hätten, würden Sie nicht so zuversichtlich sein.«

»Okay, ich habe Armara noch nicht zu Gesicht bekommen...«

»Wünschen Sie es sich nicht, ihm jemals zu begegnen!«

»Aber«, fuhr Suko fort, »ich habe einige andere schreckliche Dämonen gesehen, mit denen es John Sinclair aufgenommen hat. Ich sage dir – und es ist meine vollste Überzeugung –, wenn Sinclair erst einmal hier ist, hast du von Armara nichts mehr zu befürchten.«

»Ich kann's nicht glauben.«

»Es ist aber so. Versprich mir, keinen weiteren Selbstmordversuch zu begehen. Warte auf John Sinclair!«

Es entstand eine quälende Pause.

Sidi blickte den Chinesen nicht an, sah zur Wand. Raghubir nagte an seiner Unterlippe, während Selima die Hände gespannt zu Fäusten ballte.

Es verging fast eine Ewigkeit, bis Sidi schleppend sagte: »Gut, ich verspreche es Ihnen. Kein weiterer Selbstmordversuch – bis John Sinclair hier ist...«

Suko reichte dem Jungen die Hand. »Schlag ein.«

Sidi tat es kraftlos.

»Wir sollten ihn jetzt allein lassen«, meinte der Chineser aufatmend.

»Ich gebe ihm etwas zur Beruhigung«, sagte Jane Collins. Sie eilte aus dem Raum und kehrte zwei Minuten später mit einem Glas Wasser zurück, in dem sie eine Tablette aufgelöst hatte. Sie hielt es Sidi hin. »Trink das.«

Der Junge schaute Selima und Raghubir an, und als diese nickten, leerte er das Glas auf einen Zug.

»Es wird dir guttun«, sagte Jane. »Du wirst merken, wie sich deine innere Verkrampfung löst, und bald danach wirst du sanft einschlummern.«

Sie verließen das Zimmer.

Draußen schüttelte Raghubir ernst den Kopf. »Wenn ich daran denke, daß Sidi jetzt schon nicht mehr leben würde, wenn Sie ihn nicht gerettet hätten... Ich hätte mir ewig Vorwürfe gemacht.«

»Passen Sie von nun an gut auf den Jungen auf«, sagte Suko. »Er hat mir zwar in die Hand versprochen, keine Dummheit mehr zu begehen, aber ich möchte mich nicht blind darauf verlassen.«

»Sidi steht zu seinem Wort!« sagte Raghubir stolz.

»Ja, normalerweise«, entgegnete Suko. »Wenn die Angst aber seinen Geist verwirrt, weiß er nicht, was er tut, und dann könnte es zu einer neuerlichen Kurzschlußhandlung kommen.«

»Wir werden ihn nicht mehr aus den Augen lassen!« versprach Selima.

Der Chineser nickte. »Daran tun Sie gut.«

Der Rotorsturm wirbelte eine mächtige Sandwolke auf, in die der Polizeihubschrauber hineinsank. Augenblicke später hatten die Kufen

Bodenkontakt, und als sich die Wolke gelegt hatte, sah ich die weißen Häuser von Arak.

»Es war ein Vergnügen, mit Ihnen zu fliegen«, sagte ich zum Piloten.

»Viel Erfolg in Arak, Oberinspektor Sinclair.«

»Danke«, sagte ich und raffte mein Gepäck zusammen. Danach stieß ich die Kanzeltür auf und sprang in den Wüstensand.

Der Pilot war so freundlich, mit seiner Mühle nicht gleich wieder abzuheben, denn in diesem Fall hätte er einige Kilo Sand aufgewirbelt, und ich hätte die Sahara sogar in der kleinsten Hautfalte gehabt.

Erst als ich mich ein Stück vom Hubschrauber entfernt hatte, startete er. Ich winkte ihm und blickte ihm so lange nach, bis er nur noch ein kleiner Punkt in der unendlichen Ferne war.

»Willkommen in Arak, John Sinclair!« sagte jemand hinter mir.

Ich drehte mich um, und da standen Jane Collins und Suko.

Jane schmunzelte. »Zuerst wolltest du mich nicht nach Algerien reisen lassen, und nun bist du ebenfalls hier.«

»So spielt das Leben«, sagte ich.

Suko nahm mir einen Teil meines Gepäcks ab. »Sir Powell hat für mich auf höchster Ebene die besten Arbeitsbedingungen ausgehandelt«, erzählte ich, und ich zeigte meinen Freunden das Papier, das Albert Darrieux mir ausgehändigt hatte.

Wir näherten uns der Oase.

»In Arak alles in Ordnung?« wollte ich wissen.

Suko und Jane berichteten mir von Sidis Selbstmordversuch. Als ich ihnen erzählte, daß mir Armara bereits durch einen toten Tuareg das Lebenslicht ausblasen lassen wollte, erschrak vor allem Jane. Sie sah mich beunruhigt an und suchte nach einer Verletzung.

Ich lächelte. »Ich bin okay.«

»Die Stimmung in Arak und auf dem Markt ist denkbar schlecht«, berichtete Suko. »Jedermann weiß, was der Karawane, mit der Sidi unterwegs war, zugestoßen ist. Die Leute haben Angst.«

»Das kann ich verstehen«, sagte ich. »Ich möchte Sidi sehen.«

»Das wirst du«, gab Suko zurück.

»Aber wahrscheinlich wirst du dich nicht mit ihm unterhalten können«, bemerkte Jane.

»Wieso nicht?«

»Weil ich ihm ein Beruhigungsmittel gegeben habe. Vermutlich schläft er bereits.«

Wir erreichten die Herberge und betraten sie. Raghubir und seine Frau begegneten mir mit großer Ehrfurcht.

Sie schienen mich für einen Wundermann zu halten.

»Was hast du ihnen über mich erzählt?« fragte ich meinen chinesischen Freund, als wir einen Augenblick allein waren.

»Nur die Wahrheit«, sagte Suko.

»Aber ziemlich dick aufgetragen, wie?«

»Bestimmt nicht.«

»Na schön.«

Ich bat Selima und Raghubir, mir Sidi ansehen zu dürfen. Die Frau seufzte sofort. »Der arme Junge.«

»Keine Sorge. Der wird schon wieder«, sagte ich zuversichtlich.

»Wenn er erst einmal den Schock überwunden hat, findet er sein Gleichgewicht bestimmt wieder.«

Selima führte mich zu Sidis Zimmer. Sie wollte mit mir eintreten, doch ich schüttelte den Kopf und sagte freundlich, aber bestimmt:

»Ich möchte mit dem Jungen allein sprechen.«

»Gut«, erwiderte Selima und kehrte zu den anderen zurück.

Ich öffnete die Tür. Sidi lag mit geschlossenen Augen auf dem Lager. Er schien zu schlafen. Vorsichtig betrat ich den Raum. Lautlos schloß ich die Tür hinter mir.

Behutsam setzte ich meine Schritte und näherte mich langsam dem Jungen. Er war hübsch, hatte die weichen, noch nicht ganz ausgeprägten Züge eines Halbwüchsigen. Auf der Oberlippe wuchs ein dünner, dunkler Bartflaum.

Ich griff mir einen Stuhl und stellte ihn neben Sidis Lager. Als ich mich darauf niederließ, schlug der Junge die Augen auf und flüsterte matt: »Sie sind John Sinclair, nicht wahr?«

»Ja, Sidi. So heiße ich.«

»Ich habe den Hubschrauber gehört, mit dem Sie gekommen sind, und ich habe gegen die Müdigkeit angekämpft, um nicht einzuschlafen.«

»Das hättest du nicht tun sollen, Sidi. Nichts würde dir besser tun als ein tiefer Schlaf.«

»Ich werde schlafen, später. Sind Sie wirklich ein Geisterjäger?«

Ich nickte. »Schon seit einigen Jahren.«

»Und Sie wollen Armara bekämpfen?«

»Nicht nur bekämpfen. Ich will ihn besiegen.«

»Ich glaube nicht, daß Sie das können.«

»Du weißt nicht, mit welchem Höllengeschmeiß ich schon fertig geworden bin, Sidi.«

»Aber ich habe Armara gesehen. Er ist eine schreckliche Bestie. Er hat alle Männer unserer Karawane getötet.«

»War ein Mann namens Kabu dabei?«

»Ja. Er war der Älteste.« Sidis Augen weiteten sich. »Haben Sie Kabu gekannt?«

»Ich bin ihm heute in Algier begegnet.«

»Das ist nicht möglich. Er ist tot.«

»Das stimmt. Armara hat ihm eine schwarze Seele eingehaucht und ihm befohlen, mich zu töten. Wie du siehst, hat Kabu es jedoch nicht

geschafft, Armaras Auftrag auszuführen.« Ich erzählte dem Jungen, was in Algier geschehen war, um sein Vertrauen zu gewinnen.

»Na schön«, sagte er schläfrig. »Sie wurden mit Kabu fertig, aber Armara ist nicht Kabu.«

»Das weiß ich. Aber auch er hat seine verwundbare Stelle wie alle Dämonen. Man muß sie nur finden, dann kann man ihn vernichten.«

»Haben Ihnen Ihre Freunde gesagt, was ich tun wollte?«

»Ja, Sidi. Es wäre ein großer Fehler gewesen...«

»Ich wurde mit meiner Angst nicht mehr fertig. Ich habe auch jetzt noch Angst.«

»Die brauchst du nicht mehr zu haben. Armara muß sich jetzt auf mich konzentrieren. Er hat keine Zeit mehr, sich um dich zu kümmern.«

»Mich kann er doch im Vorbeigehen erledigen.«

»Paß auf«, sagte ich. »Ich werde dir etwas geben, das dich wirkungsvoll vor dem Dämon schützt.«

»Was?«

»Mein silbernes Kruzifix.«

»Aber... Aber ich bin Mohammedaner.«

»Das stört mein Kreuz bestimmt nicht. Irgendwie haben die Religionen auf der ganzen Welt dasselbe Ziel. Sie lehren die Menschen, Gutes zu tun. Und mein Kruzifix ist ein Sinnbild des Guten. Es wird alles Böse von dir fernhalten. Du hast gehört, wie ich mit seiner Hilfe Kabu erledigen konnte, und diese Kräfte stehen auch dir zur Verfügung, solange du im Besitz meines Kreuzes bist.«

Ich nahm es ab und streifte die Kette über Sidis Kopf.

»Werden Sie es nicht brauchen, wenn Sie in die Wüste gehen?« fragte der Junge.

»Ich besitze noch andere wirksame Waffen. Behalte das Kreuz ruhig. Ich hole es mir wieder, wenn ich mit Armara fertig bin.«

Der Junge legte die Fingerspitzen auf das Silber, und er spürte eine Kraft in seinen Körper strömen, die ihm neuen Lebensmut verlieh.

Ich bat ihn, mir von seinem Erlebnis bei der verfluchten Oase zu erzählen. Er tat es zuerst stockend, doch allmählich immer fließender.

Als er geendet hatte, erhob ich mich und stellte den Stuhl wieder an seinen Platz.

»Allah sei mit Ihnen«, sagte Sidi.

»Bestimmt«, entgegnete ich und verließ den Raum.

Noah Rennie trat aus seiner Hütte, die samt Marihuanafarm in einer Falte des Hoggar eingebettet war. Der Rauschgiftgroßhändler, dessen Name ganz oben auf den Fahndungslisten der Polizei stand, nahm seinen weißen Strohhut ab und wischte sich mit dem Taschentuch

über die Glatze. Er war erst 40, aber schon kahl wie eine Billardkugel.

Seiner Unscheinbarkeit war es zu verdanken, daß er der Polizei immer wieder entwischen konnte.

Man hätte ihm nicht zugetraut, daß er so gefährlich wie eine Viper sein konnte. Er war ein Waffenfetischist und ging niemals »ohne«. Nicht einmal zu Bett.

Vor dem Haus stand ein Geländewagen, der soeben von Rennies Männern beladen wurde.

»Schneller!« rief Noah Rennie mit schnarrender Stimme. »Schläft nicht ein bei der Arbeit, Männer. Das Zeug soll heute noch nach Tamanrasset!« Er blickte zur grellen Sonne hinauf. »Verdammte Hitze!« knurrte er und kehrte ins Haus zurück.

Eine Dauerlösung war das keine. Er haßte dieses Land, in dem es bei Tag zum Verschmachten heiß und in der Nacht zum Erfrieren kalt war. Ihm fehlte der Luxus, der ihm das Leben in England angenehm gemacht hatte, während er hier unter primitivsten Verhältnissen hausen mußte. Nein, er wollte auf dieser Farm nicht länger als unbedingt nötig bleiben. Nach England würde er so bald nicht wieder zurückkehren können. Der Tod von Dennis Feldons Tochter hatte zuviel Staub aufgewirbelt. Aber ein Strohmann war gerade dabei, ihm ein vornehmes Quartier in Rom zu besorgen, und sobald es damit geklappt hatte, würde er dieser Farm unverzüglich den Rücken kehren und nach Europa abreisen.

Er gehörte nicht hierher. Er fühlte sich hier als Fremdkörper. Und es gab genug Männer, die dafür sorgten, daß die Arbeit auf der Farm in seinem Sinn getan wurde.

Im Haus goß Rennie sich einen Scotch ein. Er spritzte Soda dazu, denn mit Scotch pur hätte er in dieser Hitze einen Kreislaufkollaps riskiert.

Ächzend ließ er sich auf eine Holzbank nieder. Vor dem Gebäude, das aus dem vulkanischen Gestein des Hoggar gebaut war, war das Getrappel von Kamelhufen zu hören.

Wenig später trat ein finsterer Geselle mit schwarzem Turban ein: Abdul!

»Darf ich näher treten, Mr. Rennie?«

»Was gibt's?«

»Unangenehme Neuigkeiten«, sagte Abdul.

»Laß hören.«

Der hagere Mann nahm Platz, nachdem Noah Rennie auf einen Stuhl gewiesen hatte. Er lächelte schwach. »Ich habe mein Kamel durch die Wüste gescheucht, daß es beinahe kreipt wäre.«

»Und warum diese Eile?«

»Um Sie rechtzeitig zu informieren. Eine englische Privatdetektivin ist in Arak eingetroffen. Ihr Begleiter – ein kolossaler Chinese –

wollte sich bei mir einen Geländewagen leihen, aber zum Glück hatte ich gerade keinen zur Verfügung. Ich hätte ihm das Fahrzeug gegeben, denn ich hatte zuerst nicht gewußt, aus welchem Grund er und das Mädchen nach Arak gekommen waren. Das erfuhr ich erst danach. Die beiden sind Ihretwegen hier, Mr. Rennie!«

Der Rauschgifthändler hob eine Braue. »Meinetwegen?«

Abdul nickte.

»Wie heißt die Detektivin?« wollte Noah Rennie wissen.

»Jane Collins.«

Durch Rennies Körper ging ein Ruck.

Er griff nach seinem Glas und leerte es. »Jane Collins – verdammt.«

»Kennen Sie sie?«

»Nicht persönlich. Aber man hat mir gesagt, daß Dennis Feldon sie engagiert hat, damit sie sich an der großangelegten Suche nach mir beteiligt. Zum Teufel, wie kommt sie auf die Idee, sich nach Arak zu begeben?«

»Der Chinese hat sich nach Ihnen und nach Ihrer Farm erkundigt. Die beiden werden wohl demnächst hier aufkreuzen. Ich dachte, es wäre wichtig für Sie, daß Sie davon unterrichtet sind, Mr. Rennie.«

»Du hast mir einen großen Dienst erwiesen, Abdul. Das werde ich dir nicht vergessen. Wenn ich einmal etwas für dich tun kann, laß es mich wissen.«

»Gewiß, Mr. Rennie.«

»Möchtest du etwas trinken?«

»Nein, danke. Ich denke, ich werde nach Arak zurückkehren. Wenn Sie mir freundlicherweise ein anderes Kamel überlassen würden?«

»Natürlich.«

Abdul erhob sich.

»Warte!« sagte Noah Rennie und stand ebenfalls auf. Seine Brauen zogen sich über der Nasenwurzel zusammen. »Du brauchst kein Kamel. Ich habe eine bessere Idee: Du wirst mir helfen, der Detektivin und ihrem chinesischen Begleiter einen Denkkzettel zu verpassen.«

»Alles, was Sie wollen«, sagte Abdul.

»Einen Augenblick«, bat Rennie und verließ den Raum. Er trat aus dem Haus, steckte zwei Finger in seinen Mund und stieß einen schrillen Pfiff aus. »Bradley und Cates sollen zu mir kommen!« schrie er, und einer seiner Männer setzte sich in Trab, um die beiden zu holen.

Fünf Minuten später waren Ralph Bradley und Kent Cates zur Stelle. Männer, die vor nichts zurückschreckten.

Verbrecher der übelsten Sorte. Morde waren ihre Spezialität. Sie waren groß und kräftig. Ihre Gesichter sahen wie Masken aus.

»Sie wollten uns sehen, Mr. Rennie?« fragte Ralph Bradley.

»Ja, ich brauche eure Hilfe.«

»Was sollen wir tun?«

»Eine Schnüfflerin und ihren Freund umlegen!«

»Kleinigkeit. Und wo?«

»In der Wüste. Die beiden haben die Absicht hierherzukommen. Zur Zeit befinden sie sich noch in Arak. Abdul war so freundlich, mich zu warnen. Das Girl möchte mich kassieren.«

»Warum bereiten wir den beiden nicht hier auf der Farm einen heißen Empfang?« fragte Kent Gates.

»Sie sollen nicht einmal in die Nähe meiner Farm kommen!« knurrte Rennie. »Deshalb werden wir sie in der Wüste abfangen, wenn sie auf dem Weg hierher sind.« Er grinste. »Die Sahara ist voller Gefahren. Wie leicht können da zwei Menschen für immer verschwinden – und wie sollte man sie in diesem weiten Gebiet jemals wiederfinden?«

Bradley und Cates nickten. »Wann soll's losgehen?« fragten sie.

»Sofort«, entschied Rennie. »Holt den zweiten Geländewagen. Und jeder von euch rüstet sich mit einer Maschinenpistole und mit 'nem Revolver aus. Wir wollen den beiden einen wunderschönen Feuerzauber bieten.«

Bradley und Cates verließen das Gebäude.

Rennie rief ihnen nach, sie sollten auch Waffen für Abdul mitbringen. Der Mann mit dem schwarzen Turban leckte sich die Lippen. Er schien nervös zu sein.

Noah Rennie bemerkte es. Er musterte ihn und fragte: »Was hast du, Abdul? Ist irgend etwas nicht in Ordnung?«

»Ich widerspreche Ihnen niemals gern, Mr. Rennie, denn Sie sind ein Mann, der meine ganze Achtung genießt und von dem mir bekannt ist, daß er stets genau weiß, was er tut. Dennoch möchte ich Ihnen von diesem Vorhaben abraten.«

»Hast du etwa Mitleid mit dem Mädchen und dem Chinesen?« fragte Rennie spöttisch.

»Es geht mir nicht um die beiden.«

»Sondern?«

»Wissen Sie nicht, was geschehen ist?« fragte Abdul erstaunt.

»Nein. Was denn?«

»Es hat sich noch nicht bis zu dieser Farm durchgesprochen?«

»Verdammt noch mal, nein! Worum geht's denn?« fragte Noah Rennie ärgerlich.

»Kennen Sie die Legende von der verfluchten Oase?«

»Ja. Ein Ammenmärchen. Damit erschreckt ein Tuareg den anderen.«

»Es wäre gut, wenn es nur ein Märchen wäre, Mr. Rennie. Doch diese Geschichte ist wahr.«

»Na und? Selbst wenn sie wahr wäre, kann sie uns kaltlassen. Schließlich wurde die Oase vor langer Zeit vom Wüstensand verschüttet. Und auch der Dämon, der dort gehaust hat, soll vom Sand

begraben worden sein.«

»Das stimmt. Nun hat ein Sandsturm die Oase aber wieder freigelegt. Auch Armara, der schreckliche Dämon, ist wiederauferstanden.«

»Von wem hast du denn diesen Blödsinn?«

»Armara hat eine Karawane vernichtet. Nur ein 17jähriger Junge ist mit dem Leben davongekommen. Sein Name ist Sidi. Er hat einen Onkel in Arak...«

»Und deswegen möchtest du mir von meinem Vorhaben abraten?« fragte Noah Rennie überheblich. »Mein Lieber, ich habe keine Angst vor Armara. Ich brauche ihn nicht zu fürchten, denn wenn er mir zu nahe kommt, pumpe ich ihn mit meiner MPi mit Blei voll.«

»Er ist ein Ungeheuer.«

»Das ich umlegen werde, falls es auch nur den Versuch unternimmt, sich an mir zu vergreifen.«

»Armara ist unverwundbar, Mr. Rennie.«

»Ja. Das sagt man. Aber ich werde dir beweisen, daß es nicht stimmt. Keiner kann eine Garbe aus 'ner Maschinenpistole verdauen. Auch Armara nicht!«

Ralph Bradley und Kent Cates kehrten zurück. Sie drückten Abdul die Waffen in die Hände.

»Alles fertig für die Abfahrt?« erkundigte sich Noah Rennie.

»Ja, Mr. Rennie«, meldete Kent Cates.

»Habt ihr auch für mich eine MPi...?«

»Liegt im Wagen.«

»Gut. Dann mal los.«

Sie verließen das Gebäude. Noah Rennie rief einem seiner Männer noch rasch ein paar Anweisungen zu, dann setzte er sich in den bereitstehenden Geländewagen.

Grinsend sagte er: »Ralph, Kent! Abdul soll euch mal 'ne Horrorgeschichte erzählen!«

»Laß hören«, verlangte Kent Cates.

Abdul erzählte auch ihnen von Armara, doch sie fürchteten sich vor dem Dämon ebensowenig wie Noah Rennie.

Der kürzeste Weg nach Arak führte an der verfluchten Oase vorbei. Noah Rennie war nicht gewillt, auch nur einen Meter weit von diesem Kurs abzuweichen. Und Abdul hatte Angst vor den Folgen dieses Starrsinns.

Jacques Joseph, der mir in Algier von Albert Darrieux wärmstens empfohlen worden war, wohnte im letzten Haus von Arak.

Monsieur Joseph war grauhaarig und hatte listige Augen, die mich eingehend musterten, als ich ihm im Wohnzimmer gegenüberstand.

Er hatte das Gebäude nach europäischem Geschmack eingerichtet.

Die Möbel hatten eine weite Reise machen müssen.

»Ihr Besuch wurde mir bereits avisiert, Oberinspektor Sinclair.«

»Unmögliches erledigen Sie sofort, für Wunder erbitten Sie sich ein bißchen Geduld, nicht wahr?« sagte ich lächelnd.

»So ist es.«

Ich wollte ihm das Schreiben zeigen, das mir Darrieux gegeben hatte, doch er winkte ab. Er wußte Bescheid.

»Ich brauche ein Fahrzeug«, sagte ich.

»Ich könnte Ihnen eines beschaffen, nur... Das würde dauern.«

»Wie lange?«

»Mindestens einen Tag. Man würde es von Poste Weygand nach Arak bringen.«

»So lange will ich nicht warten!« sagte ich.

»Ich würde Ihnen empfehlen, ein Kamel zu nehmen. Wenn Sie wollen, beschaffe ich Ihnen ein gutes Tier.«

»Ich brauche drei.«

»Kein Problem.«

In Arak kann man nichts geheimhalten. Deshalb wußte Monsieur Joseph natürlich von Jane Collins und Suko. Er wollte wissen, ob die beiden mich begleiten würden, wenn ich zur verfluchten Oase ritt. Ich sagte nein und erklärte ihm, aus welchem Grund Jane und Suko bereits vor mir angereist waren.

Ich hatte die Absicht, meinen Aufenthalt in Algerien dazu zu benützen, um gleich zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen.

Das heißt, ich wollte zuerst Armara zur Hölle schicken und mich anschließend mit Jane und Suko um Noah Rennie kümmern.

Mein Plan sah so aus, daß Jane und Suko sich in die Nähe von Rennies Farm begeben sollten, ohne jedoch gleich zuzuschlagen.

Damit sollten sie warten, bis ich zu ihnen gestoßen war.

Ich sprach mit Jacques Joseph darüber.

Er sagte: »Wenn Sie wollen, nehme ich Ihnen Noah Rennie ab.«

»Oh«, erwiderte ich lächelnd, »damit würden Sie Jane Collins keine Freude machen. Sie würden die Detektivin um ihr Erfolgserlebnis bringen.«

»Tja, wenn das so ist...«

Jacques Joseph breitete eine Spezialkarte vor mir aus. Er zeigte mir zuerst die verfluchte Oase und die Karawanenstraße, die daran vorbeiführte, und dann zeigte er mir das Tal, in dem sich Noah Rennies Farm befand. Daß der Engländer dort Marihuana in großem Stil pflanzen ließ, war Monsieur Joseph allerdings neu.

»Sonst hätten wir da schon längst mal durchgegriffen«, versicherte er, und ich glaubte ihm das.

»Darf ich die Karte behalten?«

»Natürlich.«

»Ich danke Ihnen«, sagte ich und erhob mich.

»Wenn ich sonst noch etwas für Sie tun kann?«

»Drei Kamele!«

»Die stehen in 15 Minuten für Sie bereit. Übrigens: In einer Stunde verläßt eine Karawane Arak in Richtung Hoggar. Ihr Führer heißt Karim. Natürlich wird er um die verfluchte Oase einen großen Bogen machen. Wenn Sie möchten, spreche ich mit ihm. Er wird Sie und Ihre Freunde gern mitnehmen. Miß Collins und Mr. Suko könnten das Gebirge dann im Schutz der Karawane erreichen.«

»Eine gute Idee«, sagte ich. »Wir werden uns Karim anschließen.«

Der Geländewagen zog eine hohe Staubfontäne hinter sich her. Noah Rennie lenkte das Fahrzeug. Wie ein Waschbrett war die Sahara an dieser Stelle.

Der hartgefederte Wagen rumpelte und hüpfte.

Ralph Bradley und Kent Cates saßen auf der hinteren Sitzbank.

Abdul saß neben dem Rauschgiftproduzenten und -großhändler. Er schien mit jeder Radumdrehung nervöser zu werden. Seine Miene war düster. Furcht schimmerte in seinen schwarzen Augen. Er verfluchte sich, weil er es für seine Pflicht angesehen hatte, Noah Rennie zu warnen. Wenn er es unterlassen hätte, wäre ihm diese Fahrt erspart geblieben.

Wir werden umkommen! pochte es fortwährend in Abduls Kopf.

Wir werden dem Dämon zum Opfer fallen! Weil Noah Rennie so dumm ist zu glauben, ihm überlegen zu sein. Mit einer Maschinenpistole! Welche Verrücktheit! Armara wird uns alle töten. Ich werde Arak nicht wiedersehen!

»Ich kannte mal einen, der besaß ein Schloß mit 'nem richtigen Gespenst«, sagte Kent Cates, um Abdul aufzuziehen. »Eines Tages wurde ihm der Spuk zuviel, und er verprügelte den Geist. Daraufhin schwor ihm das Gespenst Rache...«

»Und?« erkundigte sich Bradley.

»Jetzt spuken sie zu zweit, denn das Gespenst hat dem Schloßbesitzer den Hals umgedreht.«

Die Killer lachten schallend.

Abdul drehte sich wütend um. »Euch wird das Lachen schon bald vergehen! Armara läßt sich nicht verprügeln!«

»Ich werde ihm die Hörner vom Schädel schießen!« sagte Kent Cates.

»Du läßt mir auch eines, verstanden?« verlangte Ralph Bradley.

»Ich will schließlich auch meinen Spaß mit dem Monster haben!«

»Also gut. Jeder darf auf ein Horn schießen.«

Abdul sagte nichts mehr. Bradley und Cates würden schon noch erkennen, daß sie gegen den Dämon machtlos waren, und Abdul

wünschte sich insgeheim, daß Armara den beiden das Sterben besonders schwer machte.

Von einer Piste war nichts zu sehen. Es gab nur Sand, der allmählich lockerer und tiefer wurde. Die grobprofiligen Reifen des allradgetriebenen Geländewagens wühlten sich durch die Wüste.

Noah Rennie orientierte sich nach dem Stand der Sonne.

Schnurgerade steuerte er Arak an, und er brauchte nur einen Blick auf Abdul zu werfen, um zu wissen, daß sie von der verfluchten Oase nicht mehr allzu weit entfernt sein konnten.

Rennie merkte, daß sich seine Nerven unwillkürlich strafften.

Zum Teufel, hatte ihn Abdul etwa schon mit seiner Angst angesteckt? Der Wagen fraß sich an einer Dünenflanke entlang, und wenige Sekunden später lag eine idyllische Oase vor den Männern.

»O Allah«, seufzte Abdul.

»Das ist sie, nicht wahr?« fragte Rennie.

»Ja, das ist sie, die verfluchte Oase«, bestätigte Abdul heiser.

»Dafür, daß sie so lange Zeit im Wüstensand vergraben war, ist sie noch ganz gut in Schuß«, überlegte Kent Cates laut.

»Sie ist ein Hort des Bösen. Die Macht der Hölle hat sie konserviert und die Zeiten heil überdauern lassen«, sagte Abdul.

Die Oase war in sanfte Dünen eingebettet. Ralph Bradley machte den Hals lang und fragte: »Und wo bitte ist das Monster, auf das ich mich die ganze Zeit schon gefreut habe?«

»Armara ist bestimmt ganz in der Nähe«, behauptete Abdul. Er griff mit beiden Händen nach seiner Maschinenpistole. Er wußte zwar, daß er dem Dämon damit nichts anhaben konnte, aber die Waffe vermochte doch ein bißchen von seiner Angst zu neutralisieren.

»Warum versteckt er sich?« fragte Kent Cates.

»Weil er so häßlich ist«, sagte Bradley und lachte.

»Er versteckt sich nicht. Er liegt auf der Lauer«, stellte Abdul richtig.

Noah Rennie gab mehr Gas. Seine Augen waren ständig auf der Suche. Jetzt kamen ihm Zweifel, ob es richtig gewesen war, stur diesen Weg einzuschlagen.

Aber er hatte Abdul beweisen wollen, daß er keine Angst vor irgendwelchen Ungeheuern hatte.

Doch nun...

Was war das für ein unangenehmes Gefühl in seiner Brust? War das nicht doch unterschwellige Angst?

Ein Stein!

Noah Rennie sah ihn fast zu spät. Er konnte gerade noch den Wagen reißen und verhindern, daß sie mit großer Wucht dagegenkrachten. Es hätte eine Panne geben können.

Dadurch, daß der Geländewagen einen Haken schlug, wäre Abdul beinahe hinausgefallen. Erschrocken hielt er sich am Armaturenbrett

fest. Die Reifen buddelten sich sofort tief in den Sand ein.

Das Fahrzeug sackte nach unten und saß Augenblicke später mit dem gesamten Fahrgestell auf.

»Shit!« zischte Noah Rennie.

Schweißtröpfchen traten ihm auf die Stirn. Er versuchte, den Wagen sofort wieder flottzukriegen.

Retourgang. Kupplung. Gas.

Es klappte nicht.

Weniger Gas.

Auch damit erreichte Rennie nichts. Also: Vorwärtsgang. Und mit sehr viel Gefühl Gas. Wieder kein Erfolg. Differentialsperre! schoß es Rennie durch den Kopf. Er legte den Hebel um. Wieder versuchte er anzufahren. Vergebens. Noch einmal quälte er den Rückwärtsgang ins Getriebe. Der Erfolg blieb derselbe: Sie steckten fest.

»Mist auch!« schimpfte Noah Rennie.

Ralph Bradley und Kent Cates sprangen aus dem Fahrzeug. Sie hielten ihre MPis schußbereit, rechneten aber nicht damit, daß Armara sich ihnen zeigen würde.

Abdul wischte sich mit der Hand über die Augen. »Auch das noch. Ein Wagen, der nicht mehr weiterfährt, ausgerechnet an diesem verfluchten Ort.«

»Verdammt noch mal, halt die Klappe!« schrie Noah Rennie ihn an.

»Das ist Armaras Werk.«

»Das hätte uns überall passieren können!« kam der Protest.

»Es ist uns aber hier passiert – weil Armara es so wollte. Er hat uns festgenagelt. Nun sind wir ihm ausgeliefert.«

»Ach, du tickst ja nicht richtig!« fluchte Rennie mit einer wegwerfenden Handbewegung. »Die Klappspaten!« rief er Cates und Bradley zu. »An die Arbeit, Jungs. Grabt die Karre aus.«

Kent Cates und Ralph Bradley holten die Spaten aus dem Werkzeugkasten und begannen zu schippen. Zunächst arbeiteten sie mit einem Tempo, als hätten sie die Absicht, in Rekordzeit eine riesige Grube auszuheben. Sie warfen den Sand hinter sich, aber es rieselte immer neuer Sand nach. Eine Sisyphus-Arbeit.

Allmählich verlangsamten sich ihre Bewegungen. Die Männer keuchten und schwitzten.

»Auf dieser Seite reicht es«, sagte Rennie. »Jetzt auf der anderen Seite!«

Cates und Bradley schaufelten dort.

»Genug!« rief Rennie, nachdem die Männer eine Menge Sand unter dem Fahrzeug hervorgeholt hatten. »Steig aus!« befahl er Abdul.

Dieser erschrak. »Ich soll...?«

»Raus mit dir!« brüllte Rennie.

Abdul verließ das Fahrzeug. Rennie verlangte von ihm und von

seinen beiden anderen Männern, sich gegen den Wagen zu stemmen.

»Mit vereinten Kräften schaffen wir's schon!« behauptete er.

Abdul war nicht bei der Sache. Ihn schien die Angst von innen her aufzufressen.

»Zugleich!« rief Noah Rennie. »Zugleich!« Und er gab immer wieder Gas, während sich seine Männer mit aller Kraft gegen den festsitzenden Wagen warfen.

Das Geländefahrzeug schaukelte. Es wippte in der Grube, die Cates und Bradley geschaufelt hatten, vor und zurück. Die durchdrehenden Räder schleuderten den Männern Unmengen von Sand entgegen. Obwohl sie knapp nebeneinander standen, konnten sie einander in der dichten Staubwolke kaum erkennen.

Als die Männer erschöpft waren, nahm Rennie den Fuß vom Gaspedal. »So geht das nicht.«

»Wir kommen von hier nicht mehr fort!« unkte Abdul. »Weil er es nicht will!«

»Verdammt noch mal, wo ist er denn?« schrie Rennie ihn an.

»Nicht weit«, sagte Abdul leise. »Bestimmt nicht weit.«

Rennie stieg aus. »Ich werde dir beweisen, daß wir den Wagen auch gegen seinen Willen flottkriegen. Kent, bring mir das Abschleppseil!«

Kent Cates kramte kurz in der Werkzeugkiste herum, dann trug er das Nylonseil zu Rennie. Dieser wies auf die Motorseilwinde, die vorne am Geländewagen montiert war.

»Hak es fest!« forderte er Cates auf. »Und dann spulst du es ab und schlingst das Ende um den Stamm dieser Palme dort!«

Während Kent Cates tat, was Rennie von ihm verlangte, waren Abduls Augen ständig auf der Suche.

Armara weiß, daß wir hier sind, dachte er. Er hat uns gefangen.

Wie Fliegen hängen wir in seinem Netz und zappeln, und ihm bereitet es ein grausames Vergnügen, uns zittern zu sehen.

Ein anderer Gedanke kam Abdul.

Wo sind die Männer, die mit Sidi nach Arak unterwegs gewesen waren? Was hat Armara mit ihnen gemacht?

»Fertig!« rief Kent Cates, nachdem er das Abschleppseil um den Palmenstamm geknotet hatte.

»Jetzt paß mal genau auf!« verlangte Noah Rennie von Abdul.

»Damit du siehst, wie machtlos Armara gegen die Technik von heute ist.«

Er schwang sich wieder in den Geländewagen und schaltete die Motorwinde ein. Das Seil straffte sich summend. Und dann zog sich das Fahrzeug gewissermaßen selbst aus dem lockeren Sand. Was drei Männer mit vereinten Kräften nicht geschafft hatten, gelang der Maschine spielend.

Sobald der Boden unter den Pneus etwas fester war, stoppte Noah

Rennie das Fahrzeug. Kent Cates löste das Seil von der Palme und hakte es anschließend von der Winde los. Er warf es in den Werkzeugkasten, während Rennie den Algerier triumphierend ansah und fragte: »Nun, was sagst du jetzt, Abdul?«

Ehe Abdul etwas sagen konnte, trat plötzlich eine Stille ein, die unbeschreiblich war.

Kent Cates hatte auf einmal das Gefühl, mitten in einer Fotografie zu stehen. Anders konnte er diesen Zustand nicht definieren.

Nichts regte sich mehr. Die Luft flimmerte nicht. Nicht die leichteste Brise wehte mehr über die Dünen. Selbst die Zeit schien angehalten worden zu sein.

Die Stille war unheimlich.

Gleichzeitig schien sich über die Sonne ein düsterer Filter zu schieben. Die Wüste, das Wasserloch, die Akazien und Palmen waren in ein unnatürliches violettes Licht getaucht.

Der erste, der diese fühlbare Stille durchbrach, war Abdul.

»Er kommt!« flüsterte der Algerier.

Und er hatte recht.

Armara kam wirklich. Groß und bedrohlich wuchs er hinter einer der Dünen empor. Seine Fratze war zu einem satanischen Grinsen verzerrt, und in seinen Augen glitzerte die grausame Mordlust.

Armara war da!

Karim war ein sympathischer Bursche. Sehr hilfsbereit. Er hatte nichts dagegen, daß wir uns seiner Karawane anschlossen. Er begegnete vor allem mir mit großem Respekt, und ich fragte mich, was ihm Jacques Joseph wohl über mich erzählt haben mochte.

Suko saß lässig auf seinem Kamel und stöhnte: »Mir bleibt doch wirklich nichts erspart.«

»Beiß die Zähne zusammen«, sagte ich amüsiert.

»Macht dir das Schaukeln denn nichts aus?«

»Nicht das geringste.«

»Ich werde seekrank.«

»Sollte dir übel werden und das Essen hochkommen, dreh dich vom Wind weg, sonst spuckst du dir selbst alles ins Gesicht.«

»Vielen Dank für den Tip. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, nicht wahr?«

»So ist es, mein Freund.«

»Ich hätte in London bleiben sollen.«

»Nimm dir ein Beispiel an Jane. Sie sitzt auf dem Kamel, als wäre sie darauf zur Welt gekommen.«

»Ein Naturtalent«, seufzte Suko. »Zu dieser Sorte gehöre ich ganz bestimmt nicht.«

Vor und hinter dem Kamelhöcker war je ein ziegenlederner Sack befestigt, der mit trockenem Kamelmist gefüllt war. Eine gefaltete Decke über diese Polster und den Höcker stellte den Sattel dar, auf dem wir saßen.

Ich hatte meinen Einsatzkoffer bei mir. Er pendelte vor meinem rechten Knie hin und her.

Jacques Joseph hatte mir ein Walkie-talkie mitgegeben, das sich durch eine große Reichweite auszeichnete.

Selbst vom Hoggar aus würde ich mit ihm Kontakt aufnehmen können, wenn es nötig sein sollte.

Wir hatten vor einer Stunde Arak verlassen. Karim ließ sein Kamel etwas zurückfallen. Die Karawane zog an ihm vorbei.

Immer wieder säumten Kamelgerippe den Weg. Wenn ein Tier erschöpft ist, legt es sich einfach in den Sand und ist nicht mehr dazu zu bewegen, sich zu erheben. Man läßt es zurück, weil es sterben will, und es stirbt – allein und ohne Klage.

»Sie müssen ein sehr mutiger Mann sein«, sagte Karim bewundernd zu mir, als wir nebeneinanderritten.

»Ich würde es anders beschreiben«, erwiderte ich. »Ich bin ein Mann, der ziemlich genau weiß, was er sich zutrauen kann. Hinzu kommen ein paar außergewöhnliche Waffen, ohne die ich im Kampf gegen Geister und Dämonen kaum auskommen würde.«

»Wenn es Ihnen gelingt, Armara unschädlich zu machen, sollte man Ihnen ein Denkmal setzen.«

Ich lachte. »Ich brauche kein Denkmal. Wo sollte man es denn hinsetzen? In die Sahara, wo es keiner sieht?«

»Sie haben recht, das wäre idiotisch. Aber irgendwie sollten wir Ihnen unsere Dankbarkeit erweisen.«

»Nicht nötig, Karim. Werden Sie extra dafür belohnt, wenn Sie eine Karawane sicher durch die Wüste gebracht haben?«

»Nein.«

»Eben. Es ist Ihr Job. Und mein Job ist es, Wesen wie Armara zu vernichten.«

»Eine unvergleichlich schwierigere Arbeit.«

»Man gewöhnt sich daran. Ich bin davon überzeugt, daß es auch kein Honiglecken ist, in der Wüste zu überleben, wenn die Natur verrückt spielt.«

»Das ist wahr.«

»Wie viele Stunden reiten wir noch zusammen?« wollte ich wissen.

»Vier. Dann trennen sich unsere Wege. Ich führe die Karawane so weit wie möglich nach Süden, damit nichts passiert. Armara ist unberechenbar.«

»Fürchten Sie ihn?«

»Ja«, antwortete Karim ehrlich. »Und Sie?«

»Ich weiß noch nicht. Jedenfalls gehe ich nicht mit Gleichmut an die Sache heran, das steht fest.«

Karim wurde gerufen. »Entschuldigen Sie mich. Man braucht mich«, sagte der Tuareg.

Ich nickte, und Karim ritt zur Karawanenspitze vor.

»Netter Kerl«, sagte Suko.

»Er wird euch sicher zum Hoggar bringen«, meinte ich.

Der Chinese rümpfte die Nase. »Über diesen Punkt wollten Jane und ich noch mit dir reden.«

Ich schaute meinen Freund und Kampfgefährten erstaunt an.

»Ich dachte, es wäre alles klar. Ich zweige in vier Stunden zur verfluchten Oase ab, während ihr bei der Karawane bleibt und mit ihr den Hoggar erreicht. Dort sucht ihr das Tal auf, in dem sich Noah Rennies Marihuanafarm befindet. Ihr kundschaftet heimlich alles aus, wartet auf mein Eintreffen – und dann schlagen wir gemeinsam zu.«

»Jane und ich sind der Meinung, daß wir zusammengehören, John.«

»Richtig. Deshalb werden wir Rennie mit vereinten Kräften fertigmachen.«

»Wir gehören auch schon davor zusammen.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Du verstehst mich sehr gut. Jane und ich wollen dich nicht allein zur verfluchten Oase reiten lassen.«

»Habt ihr etwa vor, mich dorthin zu begleiten?«

»So ist es, und wir lassen uns von dir auf keinen Fall abwimmeln.«

»Hör mal, wozu wollt ihr euch denn in eine so große Gefahr begeben, Suko?«

»Haben wir das nicht immer getan? Einigkeit macht stark. Deshalb werden wir bei dir sein, wenn du den Kampf gegen Armara antrittst.«

Ich kannte Jane Collins' und Sukos Dickkopf. Dagegen hätte ich mich nicht durchsetzen können, deshalb gab ich seufzend nach:

»Na schön, dann reiten wir eben gemeinsam zu dieser Oase. Ich hoffe, ihr wißt, wozu ihr euch entschlossen habt.«

»Haargenau wissen wir das«, sagte der Chinese grinsend. Er freute sich über seinen Erfolg.

»Dann ist es ja gut«, erwiderte ich.

Träge verrannen die vier Stunden.

Als sie endlich abgelaufen waren, ritt Karim mit mir wieder auf gleicher Höhe. Er hatte während des Ritts mehrmals meine Gesellschaft gesucht, und wir hatten uns über viele Dinge unterhalten.

Karim war ein äußerst wißbegieriger Mann.

Er wies mit dem ausgestreckten Arm nach Osten. »Das ist jetzt Ihre Richtung, Mr. Sinclair.«

Ich zog an der Leine meines Kamels. Es schaukelte aus der Reihe.

Die Lücke, die entstand, schloß sich sofort wieder.

Unbeirrt bewegte sich die Karawane weiter.

»Ihre Freunde sind bei uns gut aufgehoben«, sagte Karim.

Ich schüttelte den Kopf. »Meine Freunde haben sich entschlossen, mich zur Oase des Schreckens zu begleiten.«

»Das würde ich an deren Stelle nicht tun.«

»Ich auch nicht. Aber sie sind nicht umzustimmen.«

Jane Collins und Suko verließen gleichfalls die Karawane. Karim wünschte uns dreien viel Glück.

»Vielleicht sieht man sich mal wieder«, sagte der sympathische Tuareg.

»Warum nicht?« gab ich zurück. »Die Welt ist ein Dorf.«

Karim trieb sein Tier an. »Allah sei mit euch!« rief er, dann kehrte er an die Karawanenspitze zurück.

Bald war das letzte Kamel hinter der Dünenkette verschwunden.

Wir waren allein. Allein in einer ungewohnten Umgebung, die auf mich mit ihrer flirrenden Hitze einen feindseligen Eindruck machte.

Ich nahm die Spezialkarte zur Hand, die mir Jacques Joseph überlassen hatte, und orientierte mich mit ihrer Hilfe.

Dann ritten wir weiter.

Suko beklagte sich nicht mehr über das Schaukeln. Hatte er sich endlich daran gewöhnt? Oder hatte er nun andere Sorgen?

Wir durchquerten ein ödes, steiniges Gebiet, hielten genau auf die verfluchte Oase zu.

Jeder von uns hielt die Augen offen, denn Armara konnte uns jederzeit attackieren. Es stand nirgendwo geschrieben, daß er das erst tun würde, wenn wir seine Oase erreicht hatten.

Vorbei an sichelförmigen Dünen fanden wir unseren Weg. Die tellergroßen Füße unserer Kamele hinterließen kaum Spuren auf dem festen, feinen Sand, obgleich die Tiere mehr als zehn Zentner wogen.

»Wie weit noch?« wollte Suko wissen. »Wir müßten eigentlich schon fast da sein«, sagte ich.

Und im selben Augenblick kläfften automatische Waffen. Die peitschenden Schüsse erschreckten unsere Tiere. Wir hatten Mühe, sie zu beruhigen.

Das hämmernde Stakkato nahm kein Ende...

Armara!

Groß und bedrohlich ragte er vor den Gangstern auf. Abdul keuchte aufgeregt. »Wir hätten diesen Weg niemals einschlagen dürfen! Damit haben wir auf die leichtsinnigste Weise unser Schicksal herausgefordert. Das wird sich nun bitter rächen!«

Noah Rennie sah den Dämon beeindruckt an. »Mann, ist das ein gewaltiger Brocken. Wenn ich den überreden könnte, für mich als

Leibwächter zu arbeiten...«

»Er wird uns umbringen!« stieß Abdul krächzend hervor. »Wir sollten in den Wagen springen und...«

»Nichts da!« knurrte Noah Rennie. »Wir laufen nicht weg. Wir machen den Bastard aus der Hölle mit unseren Kugelspritzen fertig. Wäre gelacht, wenn wir das nicht schaffen würden!«

Kent Cates und Ralph Bradley packten ihre Maschinenpistolen fester. Der Dämon setzte sich in Bewegung.

Langsam stieg er über den Dünenkamm. Seine Schritte knirschten. Er starrte die vier Männer feindselig an.

Ein unbändiger Haß auf alles, was Mensch war, flackerte in seinen Augen.

»Den legen wir flach!« sagte Rennie.

Abduls olivfarbene Haut war grau geworden. Er wich Schritt um Schritt zurück. Erst hinter Kent Cates und Ralph Bradley blieb er stehen.

Noah Rennie ließ den Gehörnten auf sechs Yards herankommen.

Dann rief er mit scharfer Stimme: »Halt!«

Armara gehorchte nicht.

»Bleib stehen, du verdammter Mistkerl!« schrie Rennie.

Armara stapfte weiter.

Daraufhin rief Rennie: »Okay, Jungs! Pumpt ihn mit Blei voll!«

Auf dieses Kommando hatten Kent Cates und Ralph Bradley gewartet. Sie zogen die Stecher ihrer Maschinenpistolen durch. Die Waffen begannen zu rattern. Feuerblumen platzten vor den Läufen auf. Auch Noah Rennie und Abdul fingen zu schießen an. Ein ohrenbetäubendes Hämmern breitete sich über der Oase aus.

Unzählige Kugeln trommelten gegen den Leib des Monsters.

Die Projektile hackten Löcher in den Körper des Dämons.

Die Einschläge stießen Armara zwei Schritte zurück.

Schwarzes Dämonenblut sickerte aus den Wunden. Doch Armara verspürte keinen Schmerz. Die Kugeln vermochten ihn auch nicht niederzustrecken, geschweige denn zu vernichten.

Der Dämon blieb auf den Beinen.

»Verdammt noch mal, das gibt's doch nicht!« schrie Noah Rennie.

»Schießt ihm den verfluchten Schädel von den Schultern!«

Die Gangster richteten ihre MPi-Läufe etwas höher und feuerten weiter, doch auch damit hatten sie keinen Erfolg.

Es hatte den Anschein, als wollte ihnen Armara zunächst einmal klarmachen, daß sie mit ihren automatischen Waffen nichts gegen ihn ausrichten konnten.

Sobald die Männer begriffen hatten, daß sie gegen ihn wehrlos waren, schien er sie angreifen zu wollen.

Panik wollte sie befallen.

Armaras Arm zuckte vor.

Abdul schnellte mit einem heiseren Schrei zur Seite. Der Dämon verfehlte den Algerier nur knapp. Abdul richtete seine MPi auf die Todespranke und jagte einen Feuerstoß durch den Lauf. Er wußte, daß das keinen Zweck hatte. Es war eine mechanische Reaktion, auf die er in seiner ausufernden Furcht keinen Einfluß hatte.

Die Geschosse rissen tiefe Löcher in die Krallenfaust der riesigen Bestie. Doch Augenblicke später schlossen sich diese und alle anderen Wunden des Dämons.

Als Noah Rennie das sah, traute er seinen Augen nicht.

Abdul fing vor Angst zu schreien an.

Er warf die Maschinenpistole fort und sank vor dem Dämon in den Sand. »Gnade!« winselte er. »Ich flehe dich an, laß mir mein Leben! Ich wollte deinen Frieden nicht stören! Ich habe Noah Rennie gesagt, er soll dieser Oase ausweichen, aber er hat nicht auf mich gehört! Es ist seine Schuld, daß wir hier sind!«

»Du verdammter Hund!« brüllte Kent Cates.

Er riß seine Maschinenpistole hoch und wollte sie dem Algerier auf den Turban dreschen, doch Armara ließ es nicht zu.

Cates kassierte einen brutalen Stoß von der Bestie und taumelte weit zurück.

»Gnade!« wimmerte Abdul wieder.

Aber Armara schien dieses Wort nicht zu kennen. Als er Abdul ergreifen und töten wollte, rollte sich dieser im Sand zur Seite. Die Krallen der Bestie zerfetzten die Kleider des Algeriers.

Abdul sprang brüllend auf.

Er hetzte los.

Er hätte wissen müssen, daß eine Flucht schon im vorhinein zum Scheitern verurteilt war, aber sein Verstand hatte ausgehakt. Er wußte nicht mehr, was er tat.

Wie von Furien gehetzt jagte er die Düne hoch.

Armara stürmte hinter ihm her. Er machte riesige Schritte mit seinen langen Beinen, holte den Algerier in Sekundenschnelle ein, und diesmal entging Abdul dem tödlichen Hieb nicht mehr.

Wie vom Blitz getroffen, brach er zusammen. Er rutschte an der Dünenflanke hinunter und blieb dort, wo sie mit einem sanften Schwung in die Senke der Oase übergang, liegen.

Nervosität bemächtigte sich nun Noah Rennies.

Er hatte endlich kapiert, daß Abdul mit allem, was er über den Gehörnten gesagt hatte, recht gehabt hatte.

Wütend blickte Rennie auf die MPi in seinen Fäusten, mit der er der Bestie nichts anhaben konnte.

Dämonen! Er hatte sie immer für Figuren in fragwürdigen Geschichten gehalten. Niemals hätte er geglaubt, daß es sie wirklich

gab.

Und nun hatte er solch ein Ungeheuer vor sich und wußte nicht, wie er es loswerden sollte.

In diesem Augenblick verlor Ralph Bradley die Nerven.

»Du verdammtes Höllenschwein!« brüllte er. Er stürzte vorwärts.

Seine MPi hämmerte. Die Kugeln pflügten durch den Sand, rissen Staubfontänen hoch, hackten sich in Richtung Armara in den Boden, bis sie das Monster erreichten.

Alles, was Bradley in seiner Waffe hatte, setzte er dem Dämon in den Leib. Er lief dabei auf Armara zu, dachte wohl, die Kugeln könnten der Bestie aus geringerer Entfernung etwas anhaben, doch das war ein Irrtum.

Sobald Bradley in Armaras Reichweite gelangte, handelte das Ungeheuer. Ein einziger Hieb entwaffnete den Mann zunächst einmal.

Darüber verlor Ralph Bradley vollends den Verstand.

Er riß seinen Revolver aus dem Gürtel und stürmte auf den Dämon ein. Schießend warf er sich gegen die Bestie.

Armara schlang blitzschnell seine Arme um den Verbrecher.

Bradley brüllte wie auf der Folter auf.

Eine Feuerwolke schoß aus dem Maul des Monsters. Heiß hüllte sie den Kopf des Mannes ein. Furchtbare Schmerzen peinigten Bradley. Er hatte das Gefühl zu ersticken. Es stank nach verbranntem Horn. Und nach Schwefel. Bradley konnte nichts mehr sehen. Das Feuer hatte ihn geblendet. Armara ließ ihn los und stieß ein markerschütterndes Triumphgeheul aus. Bradley torkelte im Kreis.

»Cates! Rennie! Wo seid ihr?«

»Hier! Komm hierher, Ralph!« schrie Kent Cates.

Bradley streckte seine Hände vor.

Armara schenkte ihm noch wenige Sekunden. Als Bradley den zweiten Schritt getan hatte, raffte der Dämon ihn mit einem gewaltigen Streich dahin.

Vor soviel Grausamkeit und Brutalität waren Noah Rennie und Kent Cates erschüttert.

»Laß uns abhauen!« preßte Rennie aufgeregt zwischen den Zähnen hervor. »Los! Rein in den Wagen!«

Sie sprangen in das Geländefahrzeug.

Rennie stieß den Ganghebel nach vorn. Er drückte aufs Gaspedal.

Der Motor heulte auf. Der Wagen machte einen Sprung vorwärts.

Kent Cates schaute zurück.

Armara setzte sich in Bewegung.

Cates' Kopfhaut zog sich zusammen. »Schneller!« schrie er.

»Schneller! Er kommt!«

Rennie trat das Pedal bis zum Anschlag durch. Die Pneus schleuderten Sandfontänen nach hinten weg. Der Wagen schwänzelte,

kam nicht rasch genug von der Stelle.

Mühe los holte Armara das Fahrzeug ein. Seine Pranke sauste von oben herab. Sie hätte Kent Cates zerschmettern sollen, doch der Mann ließ sich blitzschnell zur Seite fallen.

Der Hieb traf den Wagen, rammte ihn in den Sand, das Blech verformte sich knirschend, ein Stück davon riß ab. Ein zweiter Faustschlag krachte auf das Fahrzeug. Teile des Aufbaus schleiften auf den Reifen. Die Federung war zerstört. Das Fahrzeug hing rechts runter.

Das Fahrverhalten des verbeulten Geländewagens änderte sich grundlegend. Noah Rennie kämpfte schwitzend gegen den Zug nach rechts. Mit beiden Händen klammerte er sich an das rüttelnde Lenkrad.

Armara schob seine riesigen Hände wie Baggerschaufeln unter das Fahrzeug. Ein gewaltiger Ruck.

Der Geländewagen kippte um.

Die Reifen drehten sich wirbelnd, während der Motor aufheulte.

Noah Rennie hielt sich am Lenkrad fest.

Kent Cates konnte so schnell keinen Halt finden.

Er flog in hohem Bogen aus dem Fahrzeug, landete hart im Wüstensand, warf sich herum und sah entsetzt, wie das Fahrzeug hinter ihm herkippte und auf ihn drauf fiel.

Zunächst spürte er keinen Schmerz.

Er versuchte verzweifelt, unter dem Wagen hervorzukommen. Er stemmte sich dagegen, wollte das Fahrzeug hochdrücken, war aber nicht kräftig genug, um damit einen Erfolg zu haben.

Noah Rennie kroch benommen aus dem Geländewagen. Er hatte seinen Hut verloren. Auf seiner Glatze glänzte der Schweiß.

»Mr. Rennie!« brüllte Kent Cates.

»Laß mich in Ruhe!«

»Helfen Sie mir! Sie müssen mir helfen!«

»Hilf dir selbst!« keuchte Rennie und suchte sein Heil in der Flucht.

»Du Sau!« schrie Kent Cates hinter ihm her. »Du gottverdammte Sau!« Wieder versuchte er alles, um freizukommen. Es gelang ihm nicht. Er hörte die knirschenden Schritte des Monsters und wußte, daß er nur noch wenige Augenblicke zu leben hatte, und so war es dann auch.

Armara tötete ihn mit seinen dolchartigen Krallen.

Nun lebte nur noch Noah Rennie.

Mit der Maschinenpistole in den Händen stolperte der Marihuanahändler durch den Wüstensand.

»Du entkommst mir nicht!« rief ihm Armara nach.

»Mich kriegst du nicht, du Höllenbastard!« schrie Rennie und jagte einen sinnlosen Feuerstoß durch den Lauf.

Rückwärts gehend stieg er auf eine Düne, während er den Dämon nicht aus den Augen ließ. Armara folgte ihm nicht.

Noch nicht.

Der Gehörnte spielte mit seinem letzten Opfer wie die Katze mit der Maus, die ihr sicher ist. Noah Rennie sollte noch einen kleinen Hoffnungsschimmer sehen. Er sollte sich daran klammern wie ein Ertrinkender an den Strohmann.

Doch in Wirklichkeit hatte der Mann nicht die geringste Chance, mit dem Leben davonzukommen...

Wir ritten auf die Schüsse zu, hörten furchtbare Schreie und Motorenlärm. Ein Dünenkamm verwehrt uns noch die Sicht. Unsere Kamele hasteten auf den steilen Sandberg.

Als wir oben ankamen, bot sich uns ein Bild des Grauens.

Wir hatten die verfluchte Oase vor uns.

Ich sah drei tote Männer, einen umgestürzten Geländewagen, einen Mann, der noch lebte und auf der Flucht war – und ich sah Armara, die Bestie aus der Hölle, die dieses neuerliche Blutbad angerichtet hatte. Der Anblick des Dämons ließ mein Herz unwillkürlich schneller schlagen.

Ich wußte sofort, daß es nicht leicht sein würde, ihn zu besiegen.

Er war ein gefährliches Kraftbündel mit tödlichen Krallen. Er konnte jeden Menschen mühelos zerreißen. Auch mich!

Der Glatzkopf, der mit einer MPi in der Hand vor Armara auf der Flucht war, wandte kurz den Kopf.

Wir erkannten ihn sogleich.

Das war Noah Rennie, dem wir später einen Besuch abstatten wollten. Es war nicht schlecht, ihn hier anzutreffen. Das ersparte uns einen langen Ritt zum Gebirge.

Genaugenommen saß Rennie jetzt doppelt in der Klemme.

Durch Armara war sein Leben bedroht.

Durch uns war seine Freiheit bedroht.

Aber wir waren das kleinere Übel, deshalb rief ich: »Rennie! Hierher!«

Der Marihuanagänger zuckte herum. Daß es außer ihm hier noch Menschen gab, die lebten, verblüffte ihn. Wir stiegen von unseren Kamelen. Armara verhielt sich im Augenblick ruhig. Ich war sicher, daß er wußte, wen er vor sich hatte, und ich rechnete damit, daß es nicht allzu lange dauern würde, bis er uns angriff.

Doch im Moment regte sich der Dämon nicht.

Er stand inmitten der Verwüstung, die er angerichtet hatte, und starrte uns mit einem Blick an, in dem wir einen abgrundtiefen Haß bemerkten.

Noah Rennie kam wirklich zu uns.

Er sah einmal uns an, dann wieder den Dämon, und er trennte sich nicht von seiner MPi.

»Euch schickt der Himmel!« stöhnte der Verbrecher.

Er wußte, mit wem er es zu tun hatte. Zumindest war ihm bekannt, daß das blonde Mädchen die Privatdetektivin Jane Collins war, denn Abdul hatte ihm von einem Chinesen erzählt, der sie begleitete.

»Das Scheusal hat alle meine Freunde umgebracht!« sagte Rennie.

Mich wunderte, daß er nicht wissen wollte, woher ich seinen Namen kannte. Er erreichte uns. Seine Kleidung wies dunkle Schweißflecken auf.

Plötzlich schien er den Verstand verloren zu haben, denn er richtete seine MPi auf Jane Collins und brüllte: »Das alles habe ich dir zu verdanken, du verdammtes Miststück!«

Mir stockte der Atem. »Rennie, sind Sie noch zu retten? Nehmen Sie sofort die Waffe weg!« herrschte ich den Mann an.

Ich wollte einen Schritt vorwärts machen.

Noah Rennie schwenkte den Waffenlauf in meine Richtung.

»Bleiben Sie stehen, Mann, sonst lege ich Sie um! Ihr seid hinter mir her. Die Blondine ist eine Londoner Privatdetektivin. Engagiert von Dennis Feldon. Ihr seht, ich bin bestens informiert!«

»Weg mit der MPi, Rennie!« sagte ich schneidend.

»Ich denke nicht daran. Als Abdul mir berichtete, daß Jane Collins nach Arak gekommen war, beschloß ich, sie mir für immer vom Hals zu schaffen. Die Wüste ist ein großes Grab. Wir machten uns mit dem Geländewagen auf den Weg und wollten der Detektivin auflauern. Jetzt hat sich die Situation geändert. Armara hat meine Männer umgebracht, und ich habe wohl nur noch eine einzige Chance, mit dem Leben davonzukommen...«

»Und die wäre?« fragte ich grimmig.

»Ihr werdet mir eines eurer Kamele zur Verfügung stellen!«

»Verdammt, John, das schlägt dem Faß doch wohl den Boden aus.«

»Ruhig, Suko«, sagte ich.

»Damit ihr mir keine Kugel in den Rücken ballert, wird Miß Collins mich begleiten!« sagte Noah Rennie.

Er trat vor und stieß mich mit dem MPi-Lauf zur Seite.

»Glauben Sie im Ernst, Armara läßt Sie entkommen?« fragte ich.

»Er wird sich mit euch begnügen.«

»Sie haben nur noch eine echte Chance, mit Ihrem verkommenen Leben davonzukommen, Rennie: Wenn Sie bei uns bleiben!«

Der Marihuananganger grinste. »Das glauben Sie doch selber nicht!«

»Doch!«

Rennie kniff die Lider zusammen. »Ich warne euch. Wenn ihr versucht, mich aufzuhalten, schieße ich euch über den Haufen.«

»Ja, das trauen wir Ihnen zu!«

»Weg da!« herrschte Rennie den Chinesen an.

Suko stand zwischen dem Gangster und Jane Collins. Er rührte sich nicht von der Stelle. »Wenn Sie an Jane ranwollen, müssen Sie mich umlegen«, knurrte der Hüne.

»Verdammt, das tu' ich, ohne mit der Wimper zu zucken.« Noah Rennie hob den MPI-Lauf wenige Zentimeter an.

Ich sah, wie er den Finger am Abzug krümmte. Mein Herz übersprang einen Schlag. Da ratterte die Waffe auch schon. Aber Suko stand nicht mehr da, wo er eben noch gestanden hatte. Jedenfalls nicht mehr ganz. Jane Collins ließ sich sicherheitshalber fallen, während der Chinese nach links steppte und den Marihuanagangster angriff.

Mir fiel auf, wie Suko kurz zusammenzuckte, und mir war sofort klar, daß der Chinese getroffen war. Wo und wie schwer er verletzt worden war, konnte ich nicht feststellen.

Mit einer unglaublichen Todesverachtung attackierte der Hüne den Verbrecher. Seine Karatefäuste entwaffneten Noah Rennie in Sekundenschnelle.

Die Maschinenpistole fiel in den Sand. Und Augenblicke später fiel auch Rennie, ohne sich vorläufig wieder erheben zu können.

Suko beugte sich keuchend über den Mann. »Wenn John Sinclair mir nicht so oft eingetrichtert hätte, was Recht und was Unrecht ist, wärs du jetzt dran, du Schmeißfliege!«

Der Chinese hob die MPI auf und warf sie weit fort. Dann war er Jane Collins beim Aufstehen behilflich.

Jetzt erst machte Armara sich bemerkbar. Er stieß ein gemeines Lachen aus, breitete die Arme aus und schrie mir entgegen: »Willkommen in der Oase des Schreckens, John Sinclair!«

»Bleibt hier!« sagte ich zu Jane und Suko.

Der Chinese hatte nur einen Streifschuß an der rechten Brustseite abbekommen. Die Verletzung war nicht so schlimm, daß man sich um Suko Sorgen machen mußte. Die Gelbhaut war aus einem verflucht harten Holz geschnitzt.

»Paßt auf ihn auf!« sagte ich und wies auf Noah Rennie.

Dann verkanteten meine Züge.

Der Kampf auf Leben und Tod ließ sich nicht mehr aufschieben.

Ich mußte mich dem Dämon stellen.

»Du hättest nicht herkommen sollen, Sinclair!« knurrte der Gehörnte.

»Ich habe mich nicht verlaufen. Ich bin absichtlich hier.«

»Ich weiß.«

»Dann weißt du auch, aus welchem Grund.«

»Natürlich. Um zu sterben, denn das wirst du, John Sinclair!«

»Das hat mir schon Kabu prophezeit, und dann hat es doch nicht geklappt«, erwiderte ich furchtlos.

»Ich bin nicht Kabu. Er war nur mein Diener. Daß er versagt hat, stört mich nicht. Im Gegenteil. Es freut mich sogar, denn nun bekomme ich Gelegenheit, dich persönlich umzubringen!«

»Was glaubst du, wie viele von deiner Sorte das schon versucht haben? Sie sind alle gescheitert.«

»Das stimmt. Aber in mir hast du deinen Meister gefunden, Sinclair. Soll ich dir etwas verraten? Du sitzt in der Falle. Von hier kommst du nicht mehr weg.«

Der Dämon demonstrierte mir seine Stärke.

Er setzte allein mit seinem Willen die Wüste ringsherum in Brand. In einem weiten Umkreis schossen Flammen aus dem Boden.

Die Sahara brannte.

Und mitten in dieser Hölle befanden sich meine Freunde mit Noah Rennie – und ich. Armara hatte recht. Wir saßen in der Falle. Wenn es mir nicht gelang, den Dämon zu besiegen, würde das Feuer, das ständig näher rückte, uns verschlingen.

Der Dämon lachte gemein. »Wie gefällt dir das, John Sinclair?«

»Freu dich nicht zu früh. Ich werde mit dir fertig!« knirschte ich.

Wir standen einander auf kurze Distanz gegenüber. Armara überragte mich bei weitem. Ich mußte den Kopf heben, um ihm ins häßliche Antlitz sehen zu können.

Die Flammen ringsherum entwickelten eine furchtbare Hitze, die mir den Schweiß aus allen Poren trieb.

Ich hörte die Kamele vor Angst brüllen. Suko und Jane hatten Mühe, die Tiere festzuhalten.

Armara kam näher.

Jetzt hätte mir mein Silberkreuz gute Dienste geleistet, aber das hatte ich Sidi überlassen.

Ich griff nach meiner mit geweihten Silberkugeln geladenen Beretta und entscherte sie. Armara griff an.

Ich drückte ab.

Der Dämon zuckte zur Seite. Meine Kugel verfehlte ihn um Haaresbreite. Er schlug nach mir. Ich mußte zurückspringen, stolperte über einen faustgroßen Stein und verriß den nächsten Schuß dadurch. Abermals verfehlte das geweihte Silber den Dämon knapp.

Armaras Krallenfaust traf mich seitlich.

Der Schlag war mit solcher Kraft geführt, daß ich niedergeworfen wurde.

Sand knirschte zwischen meinen Zähnen.

Der Gehörnte hob sein Bein und wollte mich wie Ungeziefer zertreten. Ich wälzte mich blitzschnell herum und feuerte zum dritten

Mal. Diesmal erwischte das geweihte Projektil meinen Gegner.

Gewöhnliche Kugeln konnten Armara nichts anhaben.

Geweihte Silbergeschosse jedoch schon.

Der Dämon zuckte zusammen. Er knirschte mit seinen kräftigen Zähnen. Seine häßliche Fratze verzerrte sich, und aus seinen Nasenlöchern schossen Feuerwolken.

Die Silberkugel hatte seine Schulter gestreift.

Armara raste vor Schmerz und vor Wut. Ehe ich erneut den Stecher durchziehen konnte, trat das Monster mir die Beretta aus der Faust. In hohem Bogen flog die Waffe durch die Luft. Sie landete im Sand – unerreichbar weit entfernt von mir.

Jetzt wurde die Situation für mich kritisch!

Jane Collins und Suko verfolgten den Kampf gebannt. Der Chinese kümmerte sich nicht um die Verletzung, die ihm Noah Rennie zugefügt hatte. Er fand, daß der Kratzer im Augenblick zu lächerlich war, um von ihm beachtet zu werden. Ihn interessierte im Moment nur eines: Wie der Kampf zwischen John Sinclair und Armara ausging.

Noah Rennie erholte sich, ohne daß Jane und Suko es auffiel.

Der Marihuanagangster schaute sich um.

Egal, wie der Kampf endete, wenn er ausgetragen war, wollte Rennie nicht mehr hier sein.

Siegte Armara, dann war sein Leben keinen Pfifferling mehr wert.

Siegte Sinclair, dann wartete eine längere Zuchthausstrafe auf ihn.

Nur wenn er jetzt floh, blieb ihm sowohl das eine als auch das andere erspart. Aber konnte ihm eine Flucht gelingen? Das Feuer, das Armara um die Oase herum entfacht hatte, machte Rennie Angst.

Konnte man den Flammenring durchbrechen, wenn man sich auf eines der Kamele schwang und es mit kräftigen Tritten zu größter Eile antrieb?

Versuch's! riet dem Gangster eine innere Stimme.

Jane Collins und Suko schenken ihm immer noch keine Aufmerksamkeit. Er zog seinen Revolver aus dem Gürtel, ohne daß die beiden es bemerkten.

Wenn er mit seinem Fluchtversuch Erfolg haben wollte, mußte er auf jeden Fall Suko ausschalten.

Er sprang auf.

»Suko!« schrie Jane Collins.

Der Chinese reagierte sofort. Rennie schlug mit der Waffe zu.

Suko hieb ihm zwar die Kanone aus der Hand, doch zuvor traf der Revolver den Kopf des Chinesen seitlich.

Suko fiel benommen auf die Knie.

Noah Rennie schwang sich unverzüglich auf eines der Kamele.

Er trieb es an, doch das Tier scheute vor dem Feuer. Es bockte und warf den Marihuanagangster ab.

Suko – schon wieder halbwegs klar – warf sich auf Rennie und begrub ihn unter sich. Mit seinem Schwergewicht preßte er ihn in den Wüstensand.

Mit zwei Faustschlägen brachte Suko den Verbrecher zur Räson, und er zischte: »Wenn du dir einen dritten Ausrutscher leistest, stößt dir etwas ganz Furchtbares zu, das verspreche ich dir!«

Mein Blick saugte sich an der Beretta fest, die weit von mir entfernt im Sand lag. Ich mußte sie irgendwie wieder an mich bringen, sonst hatte Armara leichtes Spiel mit mir.

Seine Krallen zuckten mir entgegen.

Ich sprang zurück.

Ratsch!

Mein Hemd ging in Fetzen.

Doch nicht nur mein Hemd. Ich spürte ein Brennen und bemerkte, wie etwas Warmes über meine Brust rann.

Blut!

Ich war verletzt!

Armara nahm das grinsend zur Kenntnis. »Na, Sinclair? Rechnest du immer noch mit einem Sieg?«

»Das tu' ich!« gab ich zurück.

»Aber nicht mehr lange«, knurrte die Bestie.

Ich wich zurück.

Armara folgte mir. Ich hoffte, daß er meine Absicht nicht durchschaute, denn ich beschrieb während meines Rückzugs einen Bogen, der mich näher an meine Beretta heranbrachte.

»Du bist des Todes, John Sinclair!« höhnte der Dämon. Ich machte den nächsten Schritt und dann noch einen. Mein Herz klopfte wild, denn mit einem Hechtsprung konnte ich die Pistole jetzt endlich wieder erreichen. Armara holte aus. Er verletzte mich erneut.

Eine Schmerzwelle durchraste meinen Körper. Ich zog die Luft scharf ein und biß die Zähne zusammen. Vielleicht hätte der Gehörnte mich mit diesem Hieb töten können, doch so schnell schien er mich nicht erledigen zu wollen. Er wollte mich, den erbittertsten Feind der Hölle, leiden sehen.

Trotz der heftigen Schmerzen, die mich quälten, bot ich meine ganze Kraft auf – und dann sprang ich.

Wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil flog ich durch die Luft.

Obwohl es weh tat, streckte ich beide Arme so weit wie möglich aus. Ich landete auf dem Sand.

Meine Finger erwischten die Beretta. Ich drehte mich um. Armara

griff an. Ich zielte nicht lange, sondern feuerte. Die geweihte Silberkugel stieß das Monster zurück.

Verletzt brüllte der Dämon auf.

Ich schoß erneut.

Armara zuckte und wankte.

Ich jagte eine Kugel nach der anderen durch den Lauf. Sie alle trafen das Scheusal. Schwarzes Dämonenblut tropfte in den Sand.

Armara war angeschlagen.

Aber keine meiner geweihten Silberkugeln hatte die Bestie tödlich getroffen.

Mist auch!

Wenigstens ein Geschoß hätte doch sein schwarzes Herz treffen können. Ich stand mit der leergeschossenen Waffe da. Jetzt hätte er mir das Aus verpassen können, doch er verzichtete darauf. Schwankend drehte er sich um. Mit langen Sätzen hetzte er die Düne hinauf.

»Suko!« schrie ich, während ich hinter dem Ungeheuer herkeuchte.
»Die Dämonenpeitsche! Mach schnell!«

Der Chinese öffnete meinen Einsatzkoffer.

Wenn sich ein Unbefugter daran zu schaffen machte, strömte ein betäubendes Gas aus den verborgenen Düsen.

Doch Suko war kein Unbefugter. Er war mit dem Verschlusmechanismus meines Koffers bestens vertraut.

Schon flog der Deckel hoch.

Mein Freund faßte nach dem Röhrengriff. Obwohl er sich beeilte, konnte er das Unglück nicht mehr verhindern.

Armara versetzte dem Chinesen einen gewaltigen Tritt, und dann packte der Dämon Jane Collins.

Mir standen die Haare zu Berge, als ich Janes schrillen Schrei vernahm.

Das Monster riß Jane Collins an sich. Das Mädchen sträubte sich. Obwohl Armara angeschlagen war, war er immer noch wesentlich kräftiger als ein Mensch.

Er hob Jane mit beiden Armen hoch und stürmte auf die Flammenwand zu, die uns umgab. Niemand konnte ihn daran hindern, mit Jane in das Feuer hineinzurennen.

Das Höllenfeuer nahm ihn in sich auf. Es verschlang ihn und das Mädchen, und ich mußte mir die quälende Frage stellen, ob ich Jane Collins je lebend wiedersehen würde.

Das war schmerzhafter als die Verletzungen, die mir Armaras Krallen zugefügt hatten.

»Das war's dann wohl!« knirschte Noah Rennie. Sein Gesicht wies

mehrere Schwellungen auf: Spuren, die Sukos Fäuste hinterlassen hatten. »Er hat Jane Collins mitgenommen, und uns wird dieser Feuerring langsam auffressen.«

Tatsächlich rückte der Wüstenbrand immer näher an uns heran.

Der Flammenring zog sich um uns zusammen.

Es war mir zwar gelungen, Armara erheblich zu verletzen, doch letztlich schien der Sieg doch ihm zu gehören.

»John!« Suko wies besorgt auf meine tiefen, blutenden Schrammen.

»Das bringt mich nicht um.«

»Aber das Feuer!« sagte Rennie aufgeregt.

Wir beachtet den Marihuanagangster nicht.

»Du hast Armara nur angeschlagen«, sagte Suko.

»Ja. Leider.«

»Wird er sich wieder erholen?«

»Das ist zu befürchten.«

»Was wird er tun?«

»Wenn ich das wüßte«, antwortete ich. »Das Feuer kann ihm nichts anhaben. Ich nehme an, daß Jane davor ebenfalls sicher ist, während Armara sie auf seinen Armen trägt. Er wird versuchen, zu neuen Kräften zu kommen. Wenn er den Teufel anruft, wird dieser ihn wieder erstarken lassen, und da sich Jane in seiner Gewalt befindet, hat er die Möglichkeit, mich unter Druck zu setzen.«

»Demnach müßten wir ihn erwischen, bevor er sich erholt hat«, überlegte Suko.

»Das wäre wichtig.«

»Aber wo sollen wir ihn suchen?«

Ich erinnerte mich an ein Wadi in der Nähe. Es war mir auf dem Plan aufgefallen, den ich von Jacques Joseph hatte. Ich erzählte Suko davon und fügte hinzu: »Dort könnte er die Hilfe der Hölle erleben. Sie würde in seinen Leib eindringen und die Kraft meiner geweihten Silberkugeln neutralisieren.«

»Dazu dürfen wir es nicht kommen lassen, John.«

»Das sagt sich so leicht. Was soll ich tun? Ich kann nicht fliegen. Wie soll ich aber sonst aus diesem verdammten Flammenkreis herauskommen?«

»Dieses Feuer wurde von einem Dämon entfacht.«

»Du merkst aber auch alles.«

»Vielleicht kann man den Flammen mit der Dämonenpeitsche zu Leibe rücken«, schlug Suko vor.

»Für diese Idee hast du einen dicken Kuß verdient. Rennie soll ihn dir geben!«

Ich nahm Suko die Dämonenpeitsche ab. Er hatte recht. Das Dämonenfeuer war von Armaras Willen entfacht worden. Es war in gewisser Weise ein Teil von Armara.

Folglich mußte ich es auch so bekämpfen wie Armara.

Mit der Peitsche.

Ich führte eine rasche Drehung mit dem Griff aus. Sofort schnellten die drei magischen Schnüre hervor. Suko packte Noah Rennie beim Kragen. »Du kommst mit!«

»Ich gehe nicht mit euch!« schrie der Marihuanagangster. »Ich bin doch nicht verrückt! Die Flammen bringen euch um!«

»Das werden sie nicht tun«, widersprach ich.

»Na schön, dann wird euch Armara den Hals umdrehen. Auch darauf kann ich verzichten.«

»Du tust so, als wenn wir dich wählen ließen zwischen Hierbleiben und Mitkommen!« knurrte Suko. »Das ist aber nicht der Fall. Du marschierst einfach mit und hältst die Klappe. Das ist alles, was wir dir erlauben! Vorwärts jetzt!«

Suko versetzte Rennie einen harten Stoß. Der Gangster stolperte los. Ich näherte mich den Flammen.

Sengend heiß schlug mir die Hitze entgegen und nahm mir den Atem. Wild tanzten die Feuerzungen vor mir. Einige von ihnen reckten sich mir entgegen, wollten über meinen Körper lecken, doch ich wich ihnen aus und schlug mit der Dämonenpeitsche zu.

Ein lautes Zischen war zu hören, wie wenn jemand einen großen Eimer Wasser in die Flammen geschüttet hätte. Und dort, wo ich mit der Peitsche hingeschlagen hatte, erlosch das Feuer.

»Es funktioniert!« rief Suko hinter mir begeistert aus. »Mach weiter, John! Mach weiter!«

Ich hieb mit der Dämonenpeitsche erneut zu. Wieder dieses Zischen. Abermals erloschen die getroffenen Flammen. Ich schlug nach und nach eine Schneise in den Flammenring, gerade breit genug für Suko, Rennie und mich.

Links und rechts ragten die Feuerwände vor uns auf. Die Hitze war mörderisch. Wir konnten nichts anderes sehen – nur Feuer.

Ich hoffte, nicht die Orientierung zu verlieren, denn wenn mir das passiert wäre, wären wir trotz der Dämonenpeitsche verloren gewesen. Suko hatte die drei Kamele zusammengebunden und zog sie hinter sich her. Die Tiere hatten eine panische Angst vor dem Feuer.

Sie brüllten, wollten sich losreißen, wollten fliehen, doch Suko hielt das erste Tier mit eisernem Griff fest, während er mit der freien Hand Noah Rennie immer wieder hinter mir herstieß.

Klatsch. Klatsch. Klatsch.

Ich vernichtete Flamme um Flamme. Aber ich fühlte mich dabei hundeelend. Der Kampf mit dem Dämon hatte mir fast alle meine Kräfte abverlangt. Ich war verletzt. Die Hitze machte mir zu schaffen. Ich bekam nicht genug Luft.

Aber ich zwang mich durchzuhalten. Ich wankte, riß mich

zusammen, machte weiter. Es kam für mich nicht in Frage, aufzugeben, denn in diesen Augenblicken stand nicht nur das Leben von Suko, Rennie und mir auf dem Spiel, sondern auch das von Jane Collins.

Armara durfte nicht über uns alle triumphieren.

Er war angeschlagen.

Das war er, seit er existierte, noch nie gewesen. Es war eine einmalige Chance, ihn für immer von dieser Welt zu verbannen. Eine solche Gelegenheit würde sich wohl kaum ein zweitesmal ergeben.

Deshalb sagte ich mir immer wieder: Halt durch, John! Du hast es in der Hand, ihn zu vernichten. Folge ihm in das Wadi, und mach ihn mit der Dämonenpeitsche fertig. Nimm ihm Jane wieder weg.

Sie darf nicht in seiner Gewalt bleiben!

Ich preßte die Kiefer zusammen.

Klatsch.

Flamme um Flamme löschte ich aus. Die Hitze vor mir nahm ab.

Ich mußte dem äußeren Ende des Feuerringes nahe sein.

Vereinzelt sah ich hinter der Flammenwand unscharfe Konturen von Dünen. Noch zwei Schläge, dann war ich durch. Tatsächlich, ich hatte es geschafft – und mit mir natürlich auch Noah Rennie und Suko.

Wir durchstießen den Feuerring und konnten endlich wieder richtig durchatmen. Obwohl die Sonne heiß vom Himmel knallte, war ihre Hitze kein Vergleich zu dem, was wir in der Flammenhöhle auszuhalten gehabt hatten.

Direkt kühl kam es uns auf einmal vor.

»Aufsitzen!« rief ich.

»Keinen Fluchtversuch, Rennie!« sagte Suko grimmig. »Sonst nehme ich dich auseinander und setze dich verkehrt wieder zusammen!«

»Ich bleibe«, sagte der Marihuanagangster resignierend. Er hatte anscheinend eingesehen, daß er uns nicht entkommen konnte.

»Sehr vernünftig«, lobte Suko.

Dann stiegen wir auf die Kamele und ritten auf das Wadi zu. Sowohl Suko als auch ich hofften inständig, daß wir dort den Dämon antrafen. Wenn er nicht dort war, würde uns das in helle Panik versetzen, denn wo sollten wir ihn dann suchen?

Jane Collins glaubte, ihre letzte Stunde habe geschlagen, als Armara mit ihr auf die Flammenwand zurannte und gleich darauf in das Höllenfeuer eintauchte.

Der Dämon knirschte. »Keine Sorge. Dir passiert nichts, denn ich brauche dich noch. Du bist mein Faustpfand. Ich werde John Sinclair mit deiner Hilfe eine tödliche Falle stellen!«

Die Flammen wichen vor dem Dämon zurück. Sie glitten über Janes

Körper, versengten aber weder ihre Kleidung noch ihr weizenblondes Haar. Die Detektivin blieb völlig unversehrt, während das Feuer um sie herum knackte und knisterte.

Armaras Schritt war nicht zielstrebig.

Er ging in Schlangenlinien.

Die geweihten Silberkugeln machten ihm schwer zu schaffen.

»Der verdammte Hund!« knurrte das Monster. »Ich habe nicht damit gerechnet, daß er mir ernstlich gefährlich werden könnte. Ich habe John Sinclair unterschätzt.«

»Das tun fast alle Dämonen. Dadurch ist es John möglich, sie zu überrumpeln. Sie ahnen nicht, wie gefährlich er wirklich ist, obwohl sie es eigentlich wissen müßten. Er wird dich vernichten, Armara!«

»Das glaube ich nicht.«

»Du bist schwer verletzt.«

»Ich werde mich sehr schnell wieder erholen. Sinclair steckt in meinem magischen Feuerring. Der Kreis zieht sich um die Oase immer enger zusammen. Er wird sich schließen, und wenn Sinclair sich dann noch in seiner Mitte befindet, ist er verloren.«

»Er wird den Flammenring durchbrechen.«

»Das traue ich ihm nicht zu, doch selbst wenn er das schafft, hat er noch nichts gewonnen, denn ich habe dich in meiner Gewalt. Um dein Leben zu retten, wird er alles tun, was ich von ihm verlange.«

Armaras mächtiger Körper durchstieß die Flammen. Er ächzte.

Das geweihte Silber setzte ihm arg zu. Er wankte, mußte kurz stehenbleiben.

Sein durchdringender Blick richtete sich auf Jane. »Freu dich nicht zu früh! Ich komme darüber hinweg – und dann kann John Sinclair was erleben. Ich werde ihn in Stücke reißen!«

Der Dämon wankte weiter.

Er sorgte dafür, daß sich die Spuren, die er im Sand zurückließ, sofort wieder auflösten.

Ein heftiges Zittern lief durch seinen Leib.

Jane Collins hoffte, daß es mit der Bestie nun zu Ende gehen würde. In der Tat sah es nicht gut für Armara aus. Sein Mund füllte sich mit schwarzem Dämonenblut.

Es rann ihm aus den Mundwinkeln heraus.

Doch nach wie vor hielt er das Mädchen fest und taumelte weiter.

Er erreichte mit Jane ein Wadi, dessen Hänge teilweise mit Gestein durchsetzt waren.

Es gab vereinzelt dürres Gestrüpp und hin und wieder einen Fleck trockenen Grases.

Armara stieg in das trockene Flußbett hinab. Er schleppte sich bis zu einer sandigen Erhebung. Dahinter ließ er Jane zu Boden gleiten.

Er fiel auf die Knie.

Die Wunden, die ihm John Sinclairs Kugeln in den Leib geschlagen hatten, bluteten stark.

Armara preßte seine Krallenpranken an den schmerzenden Körper. Er röchelte.

»Ich lasse mich nicht unterkriegen!« stieß der Dämon trotzig hervor.
»Nicht von einem Menschen!«

Eine Vielzahl von Gedanken wirbelte Jane Collins durch den Kopf. Sie lag im Sand, dicht neben Armara. Was würde wohl passieren, wenn sie jetzt aufsprang und die Flucht ergriff? Würde der Dämon noch die Kraft haben, sie daran zu hindern, sie wieder einzufangen? War Armara nicht schon drauf und dran zu sterben?

Das Monster bäumte sich auf.

Es hob die furchtbaren Pranken, die jetzt mit seinem Blut besudelt waren.

Jane vernahm ein seltsames Knistern, als wäre zwischen Armaras Händen ein elektrisches Kraftfeld entstanden.

Dieses Knistern näherte sich ihr, und Augenblicke später war sie davon eingehüllt. Sie konnte sich nicht mehr bewegen. Armara hatte ihr schwarzmagische Fesseln angelegt, damit sie nicht fortlaufen konnte. Es steckte also noch mehr Kraft in ihm, als Jane Collins vermutet hatte.

Mühsam erhob sich der Dämon.

Er schleppte sich zur Wadimitte, sank erneut auf die Knie und brüllte Beschwörungsformeln in einer Sprache, die Jane nicht kannte, breitete die Arme aus und stieß – vom geweihten Silber furchtbar gepeinigt – hervor: »Ihr Mächte der Finsternis! Brüder des Schreckens! Herr der Hölle! Steht mir bei! Ich flehe euch um eure Hilfe an! Gebt mir die Kraft, die ich brauche, um den größten Feind des Bösen zu vernichten! Fahret empor aus den Tiefen des Schattenreiches, und dringt ein in meinen verwundeten Leib! Laßt mich wiedererstarken, und ich werde euch zum Dank dafür John Sinclairs Leben verschaffen!«

Jane Collins wagte kaum, einen Atemzug zu tun.

Würde die Hölle den Dämon erhören? Würde sie ihn mit neuen Kräften ausstatten und ihm damit die Möglichkeit geben, über die Kraft des geweihten Silbers zu triumphieren?

Armaras Ruf drang in die Tiefen der Verdammnis hinab.

Und der Dämon wurde erhört!

Als die ausgesandten Kräfte zu ihm unterwegs waren, fing die Erde zu beben an. Jane Collins schloß verzweifelt die Augen. Sie rechnete fest damit, daß sie nun verloren war.

Wir bemerkten das Beben, und an der Art, wie unsere Kamele scheuten, glaubte ich, die Ursache erkennen zu können. Da war ein

neuer Kraftimpuls zu Armara unterwegs! Der schwarzmagische Schub war soeben im Begriff, die Erdkruste zu durchdringen!

Die Höllenkraft durfte Armara nicht erreichen!

Ich trieb mein Tier an.

Vor uns breitete sich das Wadi aus.

Ich zwang mein Kamel, in das Flußbett hinabzusteigen. Suko und Noah Rennie folgten mir. Das Beben wurde immer heftiger. Die Erde schien zu knurren.

Ich erblickte einen grauen Fleck, etwa 200 Yards entfernt. Mein Kamel jagte darauf zu. Das Grau bedeckte den Wadiboden. Es konnte sich um ein höllisches Kraftfeld handeln, das sich dort soeben aufbaute.

In seiner Mitte kniete Armara mit ausgebreiteten Armen. Er erwartete den Impuls aus dem Schattenreich, doch ich wollte nicht, daß dieser ihn erreichte.

Ich trieb mein Kamel mit lauten Rufen an. Das Tier flog förmlich durch das Wadi – auf den Dämon zu.

»John!« hörte ich Jane Collins schreien.

Ich sah sie nicht. Sie mußte sich hinter einem Sandwall befinden.

Da sie sich nicht blicken ließ, nahm ich an, daß Armara sie gefesselt hatte.

Ich hatte keine Zeit, ihr zu antworten. Ich konzentrierte mich ausschließlich auf meinen Wettlauf mit der Kraft des Bösen. Wer würde Armara früher erreichen? Sie oder ich?

Der rumpelnde Boden bekam Risse und Sprünge. Von allen Seiten liefen sie auf das graue Zentrum zu. Sand rieselte hinein. Sie klafften immer weiter auf. Es bestand die Gefahr, daß mein Kamel mit einem Huf in einen solchen Riß geriet und sich das Bein brach.

50 Yards war ich nur noch von Armara entfernt.

Mein Reittier schien begriffen zu haben, worum es mir ging.

Trotz seiner Angst verlangsamte es sein Tempo nicht.

Wir gelangten an die Randzone des grauen Feldes.

Hier stoppte das Tier so plötzlich, daß ich beinahe über seinen Kopf hinweggeflogen wäre.

Daß es dazu nicht kam, war dem Umstand zu verdanken, daß ich mit einer solchen Reaktion des Tieres gerechnet hatte.

Ich sprang in den Sand.

Eine eisige Kälte schlug nach mir, als ich das graue Feld betrat.

Ich lief über den Nährboden des Bösen.

Unbeschreibliche Kräfte wirkten auf mich ein, versuchten, mich aufzuhalten, abzudrängen, aus der Dämonenzone hinauszudrängen, während sich Armaras Körper mit neuen Höllenimpulsen aufzuladen begann.

Ich sah, wie seine Wunden zu bluten aufhörten.

Sein Leib straffte sich.

Er kam tatsächlich wieder zu Kräften, während ich gegen unsichtbare Kraftfelder ankämpfen mußte, die mich nicht zu ihm lassen wollten.

Ich hieb mit meiner Dämonenpeitsche in die flirrende Luft. Klirrend stürzten die Kraftfelder in sich zusammen. Der Weg zu Armara war frei. Soeben schlossen sich die Wunden, die ihm mein geweihtes Silber beigebracht hatte.

Er blieb nicht mehr länger auf den Knien, sprang mit einem Gebrüll auf, das meinen Brustkorb zum Vibrieren brachte. Ein Teil der Höllenkraft war bereits in ihn eingedrungen.

Aber er war noch nicht ganz der alte.

Ich stürzte mich auf ihn. Meine Peitsche pff. Armara wollte mich mit seiner Krallenfaust aus der grauen Zone stoßen, doch ich drehte mich zur Seite, und die Dämonenpeitsche traf klatschend seinen Arm.

Der Gehörnte sprang entsetzt zurück.

Ein markerschütternder Schrei entrang sich seiner Kehle. Sein Arm fiel kraftlos herab. Die Wunden brachen auf und fingen wieder zu bluten an.

Ich setzte nach.

Das Böse durfte keine Gelegenheit mehr kriegen, ihn zu regenerieren.

Abermals traf ihn meine Dämonenpeitsche.

Er brach zusammen.

Ich gab ihm die Peitsche ein drittes Mal.

Armara kroch auf allen vieren von mir fort. Das graue Feld löste sich auf. Die Risse im Boden schlossen sich ringsherum wieder. Das Beben hörte auf. Die Kräfte der Hölle zogen sich zurück, ließen den Dämon im Stich. Ich folgte der Bestie. Armara war nur noch ein Schatten seiner selbst. Er war im Begriff zu sterben.

Ich beschleunigte sein Ende, indem ich noch einmal mit der Dämonenpeitsche zuschlug. Die Schnüre schlangen sich um seinen Hals.

Panik erfaßte ihn.

Seine Augen weiteten sich.

Er versuchte, die Peitsche von seiner Kehle zu reißen, doch sobald seine Finger sie berührten, fuhr eine weitere vernichtende Welle in seine Arme.

Er fiel auf den Rücken. Sein Todeskampf dauerte an. Doch ich hatte kein Mitleid mit ihm. Was geschah, mußte geschehen. Zum Wohle der Menschheit.

Der Dämon hechelte.

Die Zunge hing ihm weit aus dem Maul, während seine Augen aus den Höhlen hervortraten. Seine abstoßende Fratze verzerrte sich und bedeckte sich mit grauen Runzeln. Seine Muskeln wurden schlaff. Die glatte Haut wurde welk. Der Brustkorb sank ein. Ein heftiges Zittern

ging durch den mächtigen Dämonenkörper. Ein letztesmal wollte Armara sich gegen das Ende auflehnen.

Er bäumte sich auf.

Doch die Dämonenpeitsche brachte ihr Vernichtungswerk zum Abschluß. Armara fiel wieder zurück und regte sich von diesem Moment an nicht mehr.

Sein Leib erstarrte. Innerhalb weniger Sekunden wurde Armara zur häßlichen Mumie. Knisternd brach sie auseinander, und das, was von dem gefährlichen Dämon noch übrig war, verging allmählich.

Als nichts mehr von ihm zu sehen war, hatte er zu existieren aufgehört.

»John!«

Ich drehte mich langsam um. Da kam Jane Collins gelaufen. Die magischen Fesseln waren mit Armaras Tod von ihr abgefallen.

»O John!« seufzte sie, als sie mich erreicht hatte. »Ich dachte schon, diesmal wäre es aus mit uns.«

»Hast du denn kein Vertrauen zu mir?« erwiderte ich lächelnd.

»Doch. Aber...«

Ich nahm sie in meine Arme. Sie paßte auf, daß sie meine Wunden nicht berührte. Suko kam mit Noah Rennie zu uns.

»Gratuliere, John«, sagte der Chinese. »Du warst großartig. Hättest einige Male sogar Szenenapplaus verdient.«

Ich schmunzelte. »Dann werden die Kritiken diesmal wahrscheinlich besonders gut ausfallen.«

»Das ist zu erwarten.«

Ich holte mein Walkie-talkie und rief Monsieur Jacques Joseph in Arak. Er meldete sich prompt: »Was kann ich für Sie tun? Brauchen Sie Hilfe? Soll ich Verstärkung schicken? Werden Sie mit Armara allein nicht fertig, Mr. Sinclair?«

»Armara ist keine Gefahr mehr für die Karawanen«, sagte ich.

»Das heißt doch nicht etwa, daß Sie ihn bereits vernichtet haben?«

»Doch, das heißt es.«

»Ist ja unglaublich. In dieser kurzen Zeit?«

»In dieser kurzen Zeit haben meine Freunde und ich noch viel mehr geschafft, J. J.«, erwiderte ich. »Wir konnten nebenbei auch gleich Noah Rennie kassieren.«

»Also wenn das nicht an Zauberei grenzt...«

»Der Galgenvogel fiel uns gewissermaßen in den Schoß. Wir stießen bei der verfluchten Oase auf ihn. Armara hat drei seiner Männer getötet. Die Leichen sollten da nicht bleiben.«

»Ich werde veranlassen, daß man sie abholt«, versprach J. J.

»Wenn Sie schon beim Veranlassen sind, könnten Sie auch gleich den

Polizeihubschrauber für uns nach Arak bitten.«

»Mach' ich.«

»Wir befinden uns in einem Wadi westlich der verfluchten Oase.«

»Das kenne ich.«

»Wir reiten jetzt nach Arak zurück.«

»Der Helikopter wird zur Stelle sein, wenn Sie hier eintreffen, Mr. Sinclair.«

»Na, wunderbar.«

»Herzlichen Glückwunsch zu Ihrem beispiellosen Erfolg. Ende.«

»Danke. Ende.«

Es war Mitternacht, als wir Arak erreichten, doch kein Mensch schlief, denn alle wollten den Mann sehen, der die Sahara von dem gefährlichen Dämon gesäubert hatte. Die Menschen jubelten mir zu.

Jeder wollte, daß ich in sein Haus kam, doch ich war gezwungen, all die freundlichen Einladungen auszuschlagen.

Jacques Joseph übernahm Noah Rennie. Er legte ihm Handschellen an und führte ihn zum Polizeihubschrauber.

Jane Collins, Suko und ich begaben uns in Raghubirs Herberge.

Selima versorgte mit ihren Hausmittelchen meine Wunden. Ich zog mich um und ging anschließend zu Sidi. Vor dem Haus war so viel Lärm, daß der Junge nicht schlafen konnte.

»Ich habe von Ihrem Erfolg gehört«, sagte Sidi. Er betrachtete mich voller Bewunderung.

»Der Tod deines Vaters ist gerächt, Sidi«, erwiderte ich.

»Danke, Mr. Sinclair.«

»Nenn mich John.«

»Sie kommen sicher, um sich Ihr Kreuz zu holen.«

»Und um mich von dir zu verabschieden.«

Sidi hob den Kopf und nahm die Silberkette ab. »Es ist ein Wunderding. Es hat mir meine Angst genommen, hat mir neuen Lebensmut und Zuversicht gegeben, John. Es muß sehr wertvoll für Sie sein.«

»Das ist es. Ich besitze nichts Wertvolleres als dieses Kruzifix. Hast du noch Schmerzen?«

»Die sind nicht mehr schlimm.«

»Du wirst nicht noch einmal versuchen, dich...«

»Seien Sie unbesorgt, John. Das tu' ich bestimmt kein zweitesmal.«

»Das freut mich. Leb wohl, Sidi.«

»Leben Sie wohl, John. Von nun an wird nicht nur mein Vater, sondern auch Sie mein Vorbild sein.«

Ich nickte, lächelte und reichte Sidi die Hand. Er ergriff sie und schien stolz auf diesen Händedruck zu sein.

»Mach's gut«, sagte ich.

»Sie auch«, gab Sidi zurück.

Ich hängte mir mein Kreuz um und verließ das Zimmer.

Als wir aus der Herberge traten, empfing uns ein vielstimmiges Jubelgeschrei. Dankbar begleiteten uns diese einfachen Menschen zum Polizeihubschrauber.

Was Jacques Joseph zum Abschied sagte, verstanden wir nicht. Es ging im Geschrei und Gejohle der Tuareg unter.

Wir bestiegen den Helikopter, in dem sich Noah Rennie bereits befand. Er war der einzige, der sich nicht freuen konnte, denn auf ihn wartete das Zuchthaus...

ENDE